VERSORGERIN

stadtwerkstatt linz

2 Giblinge (= 2 Euro) # 0128



dezember 2020

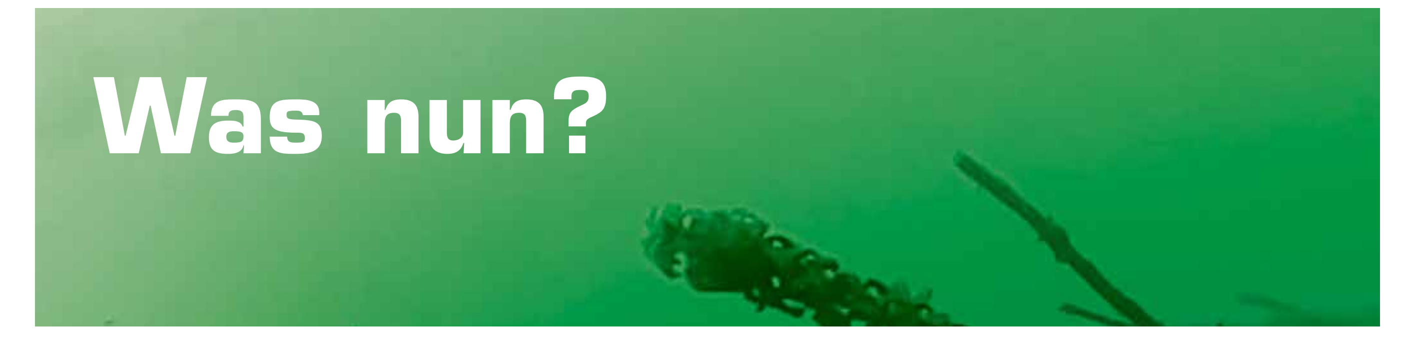
versorgerin Nr. / 128 / dezember 2020 / österreichische Post AG / MZ 15Z040481 M, **VORTEILSTARIF**, Stadtwerkstatt, Kirchengasse 4, 4040 Linz

editorial

Die SARS-CoV-2 Viren haben das Gedankenexperiment, wie wohl die Reaktionen auf eine Pandemie heutzutage aussähen, in die Wirklichkeit überführt. Die realen Reaktionen in Österreich wiederum haben »Schrödingers Katze« (zugleich tot und lebendig) durch eine Schule ergänzt, die zugleich offen und geschlossen ist. Das trifft aber auch auf das gesamt öffentliche und private Leben zu.
Anekdotisch, aber très unterhaltsam, beforscht *Svenna Triebler* das Onlineverhalten unter Lockdownbedingungen zwischen Doomscrolling und Cat Content, während *Daniel Sanin* aus Sicht der Kritischen Psychologie die psychosozialen Folgen der Pandemie beurteilt. Dass Pandemien auch einer großen Zahl Kinofilmen als Stoff dienten, zeigt der Filmtheoretiker Drehli Robnik in seinem neuen Buch, das *Kristina Pia Hofer* für uns gelesen hat.
Angesichts der Situation auf den Philippinen, wie sie *Marina Wetzlmaier* beschreibt, relativieren sich manche Probleme hierzulande – grundlegende bleiben aber und werden durch die derzeitigen Umstände sichtbarer. Einen Ausbruchsversuch aus dem als aussichtslos erlebten kapitalistischen Normalvollzug stellt die »Gelbwestenbewegung« (Mouvement des Gilets jaunes) dar, die *Johannes Hauer* als Prototyp für einen neuen Kampfzyklus außerhalb der institutionalisierten Politik beschreibt. Während bei den heterogenen Gelbwesten rechte und antisemitische Positionen teilweise vertreten sind, bemüht sich zumindest die offizielle Politik der NS-Nachfolgestaaten um eine »verantwortungsvolle Geschichtspolitik«. Im Falle Deutschlands ist *Marcel Matthies* von deren Gelingen nicht überzeugt und *Paulette Gensler* analysiert detailgenau, wie der SS-Obersturmführer Kurt Gerstein in der breiten Wahrnehmung zum »Widerständler in Uniform« werden konnte. Die »Lehren aus dem Nationalsozialismus« (als wäre er ein nationales Erziehungsprogramm und kein organisierter Massenmord gewesen) wurden und werden in Österreich auch nur sehr zögerlich gezogen – *Thomas Rammerstorfer* schildert anhand persönlicher Erfahrungen, dass die Parole »Gegen jeden Extremismus« und ein Bekenntnis zur »Mitte« in Österreich als Liebäugeln mit rechts außen zu werten ist.
Der heutigen extremen Rechten wird mitunter gerne (durchaus anerkennend) ein intellektueller Flügel zugedichtet – dass die letztlich ein recht dünnes Süppchen kochen, wird in einem neuen Sammelband deutlich, den *Till Schmidt* bespricht. In der nötigen Kritik an den »Verteidigern des Abendlandes« sollte nicht untergehen, dass religiöse Herrschaft in islamischer Form ein Problem ist – vor allem für die Menschen in den betreffenden Ländern. *Johannes Creutzer* gibt in seinem Beitrag einen kleinen Überblick über das Verhältnis von Islam und Humor zwischen mörderischer Fatwa und Instrument der Regimekritik.
Sprach- und Wortwitz kommen in *Richard Schuberths* neuem Roman »Bus nach Bingöl« jedenfalls nicht zu kurz – nachdem die Buchpräsentation ausfallen musste (we all know why), gibt es hier einen kleinen Vorgeschmack.

Eh-schon-wissen-warum könnte der Eindruck entstehen, dass auch in der Stadtwerkstatt gerade weniger geschieht – allerdings wurde das ganze Jahr über kräftig umgeplant, anders veranstaltet, generell vieles geshiftet und Arbeit in die Bereiche New Contexts, Archiv und andere hausrelevante Dinge investiert. Da und dort klingt der Output in dieser Versorgerin-Ausgabe an – auch als Review auf die 48-Stunden-non-stop-Showcase-Extravanganza STWST48x6 MORE LESS, die zwischen den beiden Lockdowns stattfinden konnte. Das französische Makery-Magazin hat Tanja Brandmayr und Franz Xaver von der Stadtwerkstatt dazu interviewt und wir drucken diesen Online-Text ab. Enjoy! STWST-seitig gedenken wir, den diesjährigen Jahresclaim MORE VS LESS zu verlängern – das Thema scheint wenig abgespielt. Bedeutet: STWST 2021. Still More vs Less to Come.
Größer gefasst: Schauen wir, was das kommende Jahr bringt – zuviel sollte man sich nicht erwarten, da hierzulande nach wie vor auf diversen Ebenen das herrscht, was die Linzer Formation Wipeout in einer geglückten Formulierung mit »Allianz der korrupten Streber« benannt hat.

Die Redaktion



Was nun?

Vor den Kulissen wurde wieder abgesagt und geschlossen, also hier Wenig bis Nichts, hinter den Kulissen wird auf Hochdruck gebrütet und gearbeitet. Der eine Bereich muss/kann arbeiten, der andere Teil braucht/darf nicht. Die Arbeits-Diskrepanz von Nichtstun bis High Voltage zeigt sich in Definitionen und Regulierung von Arbeit, in realen Einkommenssituationen bzw aktuell in der Versorgung und Nicht-Versorgung von Menschen, zieht sich in einer nochmals erhöhten Diskrepanz bis in die kleinsten Strukturen hinein: Es fallen Begriffe wie Systemrelevanz. Aber wer oder was soll plötzlich NICHT systemrelevant sein, wer oder was soll eigentlich überhaupt NICHT mehr relevant sein, nur weil eine kurze Außenwirkungspause eingelegt wird? So weit kommt's noch. Bildet Cluster, mikroorganisiert euch! Das hört sich nach der Kampfansage an, die wir gerade noch gebraucht haben. Die Aussagen sind vorgefunden und zusammenmontiert. Sie hebeln sich aus, arbeiten gegeneinander, sind Dynamik-Mimikry – und was das genau heißen soll: Wir wissen es nicht. Jedoch: Wir wollen das mal angedacht haben, zwischen Wirtschaftsclustern (ja, die gibt es auch noch) und diversen Biosphären-Rückzügen (Mikro-Unternehmer übrigens auch). In dieser unglaublichen Gemengelage an globalen Entwicklungen und Krisen kann es ja sein, dass wir nun zuguterletzt genau diejenigen systemrelevanten Banden zu bilden haben, die nun doch irgendwann mal für das richtige Leben im falschen Komposthaufen sorgen werden.

Auch wenn wir keine Ahnung haben, wie das gehen soll. Oder besser gesagt, wo das stattfinden soll: Auch der Komposthaufen mikroorganisiert und entkörpert schließlich auf die organischste Weise. Riecht schon ein wenig nach dem ewigen Kreislauf des Lebens. Soll aber auch heißen: Viel Spaß bei der Pflege deines Insta-Gartens oder deines Was-auch-immer-Accounts. Im Netz wird auf unheimliche Weise freiwillig eingespeist und bis in die Blutbahnen und Rohstoffadern organisiert und kompostiert, das ist uns schon etwas entglitten. Wenn wir zwischen zwischen Posts, Streams, Video-Schalten, Bitcoin-Wetten (und was auch immer) schnell mal den Biomüll in den Garten tragen, bleibt ein ganzer zusätzlicher Bereich ohne irgendwelche Risikofolgenabschätzungen: Die Energieversorgung hinter Datengoldrush und dem Digitalisierungsschub. Jetzt ist's eh schon wurscht? Gibt's da einen Plan? Momentane Covid-Maßnahmen hin oder her, geglückte Durchimmunisierung der neu-mikroorganisiert-geimpften Körper am Horizont, detto.

Zum Kerngeschäft der Kultur gehören wohl viele Dinge. Nicht zuletzt ist es wesentlich, dass sich ein Kerngeschäft permanent neu zu definieren vermag. Nix ist fix, und hier sowieso. Das bedeutet im täglichen Geschäft der Initiativen und ProduzentInnen unter anderem sich zusammenzutun (oder auch nicht), Kunst zu produzieren (die sich auch entzieht), Entwicklungen voranzutreiben (und deren Gegenentwicklungen), kritische Überprüfungen anzustellen (die wild gedacht und gemacht sein können), ätzende Kommentare abzugeben (die Spaß machen können), Kulturveranstaltungen umzusetzen (oder derzeit eben nicht) und so weiter. Oftmals hat man sich in der Kultur darauf spezialisiert, zu unterhalten und/oder der Gesellschaft einen ästhetisierten Verhaltensspiegel vorzuhalten: manches Mal mit ironischem Augenzwinkern bis der Tick selbst zum Symptom wird. In der Stadtwerkstatt erkenne ich über die Jahre einen gewissen Ansatz, eine Kunst in größeren gesellschaftlichen Zusammenhängen vorzuführen: Nämlich, wie diejenigen Mittel und Matters, die sich eine Gesellschaft zu eigen gemacht hat, sich völlig unironisch gegen sie wendet – während die Projekte dies thematisieren und selbst durchaus ein aufklärerisches, selbstermächtigendes und körperliches Momentum vorantreiben. Diverse Projekte anzuführen, die diese Aussage untermauern – das böte durchaus Stoff genug für eine Dissertation, würde aber hier den Rahmen sprengen. Ich möchte das aber an dieser Stelle deshalb gesagt haben, weil sich existenzbedrohende globale Probleme durchaus mehr als deutlich abzeichnen: Dass sich nämlich unsere Systeme generell gegen uns wenden, in einem techno-ökologischen Großzusammenhang, der sich gewaschen hat. Insofern kann »Etwas tun« durchaus auch heißen, nichts zu tun, wenn alles vor Produktivität wütet – im Exploitation-Karussell. Beziehungsweise sollte das im Krisen-Modus vielmehr heißen, die Frage »Was nun?« in einem viel größeren Sinn zu reflektieren und sich den Luxus zu nehmen, ein Tun neu zu konzipieren in ein anderes »Was!«. Immer mit der bewährten Frage im Hintergrund: Ist das System, wie wir es kennen, eigentlich relevant?



Fotos: versorgerin/redaktion

vs.

Was tun!



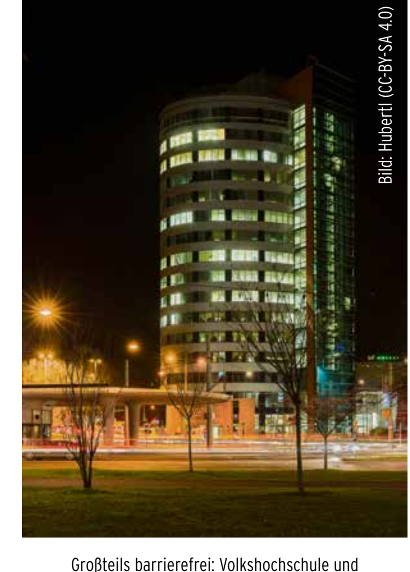
Der diese Tage öfters bemühte Satz »Kunst und Kultur sind genauso Lebensmittel« ist sicherlich gut gemeint (und hat auch einen wahren Kern), ist in zweierlei Hinsicht aber problematisch (und letztlich kontraproduktiv):
Als Sachverhaltsdarstellung ist er falsch: Das Stillen von Hunger und Durst sind für die menschliche Bedürfnisbe-friedigung unabdingbar (und das bedeutet »Lebensmittel«). Das Räsonieren über die Hektik modernen Lebens, ausgelöst vom Betrachten eines impressionistischen Bildes, dagegen nicht. Das mag erbsenzählerisch klingen und den Einwand provozieren, dass Lebensmittel »metaphorisch« zu verstehen sei. Gegen den Satz »Erst kommt das Fressen, dann kommt die Moral« (aus der Dreigroschenoper) kommt aber auch dieses Veto nicht an und setzt sich außerdem dem Verdacht aus, die materielle Not auf der Welt zu verharmlosen. Und nicht – wie intendiert – Kunst und Kultur aufzuwerten.

Eine gesamtgesellschaftliche Forderung, Kunst und Kultur in den Rang eines Lebensmittels (wie metaphorisch auch immer) zu heben, gerät in die Bredouille, an der bislang auch die meisten kommunistischen Ansätze gescheitert sind: Der Notwendigkeit einer *Festlegung objektiver Bedürfnisse*.
Zu bestimmen, was Menschen *brauchen*, bedeutet zugleich zu bestimmen, was Menschen *nicht brauchen*. Man begibt sich in die Position auf dem Feldherrenhügel, auf der auch die schönste Utopie in Dystopie, die beste Idee in Ideologie umschlägt, weil Herrschaft und Zwang in ihr angelegt sind.
Der wahre Kern der Formulierung vom Lebensmittel Kunst und Kultur zeigt sich, wenn man sie umdreht: Es geht nicht darum, dass die meisten Menschen Kunst *konsumieren müssen*, sondern dass manche Menschen sie *machen wollen*. Die gesellschaftliche Aufgabe besteht damit nicht primär darin, ein Publikum mit Kunstprodukten zu versorgen, sondern zu gewährleisten, dass Menschen, die Kunst machen wollen, auch die Möglichkeit dazu haben.
In dieser Betrachtungsweise existiert ein Bereich der Kunst also nicht deshalb, weil jemand (von oben herab) verfügt hat, dass »eine Gesellschaft« den braucht, sondern, weil Menschen (aus sich heraus) Kunst machen (z.b. auch mit Lebensmitteln). Wenn diese aber derzeit auf sich selbst und ihre Sphäre zurückgeworfen und isoliert sind, stellt sich zwar die Frage: Was nun? Die Antwort wäre einfach: Was tun!

Beim Seeber, oder: Zur Lage der behinderten Menschen in Österreich

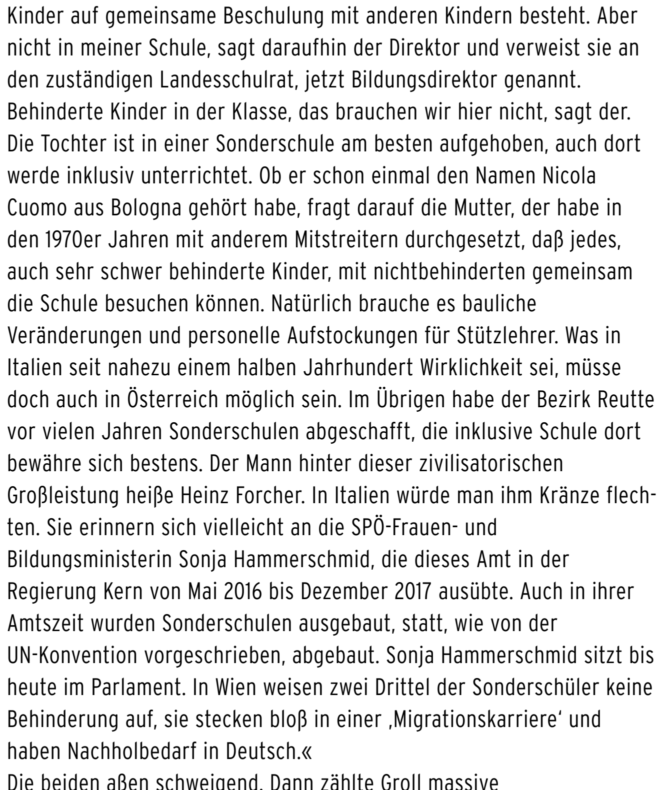
Eine Groll-Geschichte von *Erwin Riess.*

Der Dozent traf seinen Freund, Herrn Groll, beim Wurst-Stand Seeber, einem in Linz weltberühmten Restaurationsbetrieb, der in besseren Zeiten rund um die Uhr geöffnet war.
Er komme eben von der Bibliothek des Wissensturms, sagte der Dozent. Er müsse mit ihm, Groll, ein ernstes Wort reden. Herr Groll sah von seiner fetttriefenden Krainer auf und lud den Dozenten ein, auf den Stehplatz neben ihm zu wechseln. Der Dozent dankte und legte, nachdem er drei Servietten ausgebreitet hatte, ein schweres Konvolut auf den Tresen. Dies sei der Bericht zur Lage der behinderten Menschen in Österreich, sagte er. Wissenschaftlich ausgedrückt handle es sich um eine Evaluierung des **Nationalen Aktionsplans Behinderung 2012–2020**, der am 7. November erschienen sei. Er habe sich ein Exemplar des 760 Seiten starken Werks ausfolgen lassen und im Lesesaal einige Zeit darüber verbracht.



Großteils barrierefrei: Volkshochschule und Stadtbibliothek Linz – Wissensturm

»Lassen Sie mich sehen«, sagte Groll, griff nach dem Konvolut und blätterte darin. »Auftraggeber Sozialministerium. Ausführende Einrichtung: Universität Wien. Oh je!« sagte er erschrocken.
»Was stört Sie daran?« fragte der Dozent.
»Ich lese hier, daß der Leiter der Studie ein deutscher Bildungswissenschaftler von den Unis München und Gießen namens Gottfried Biewer war und daß der Mann aus der Sonderpädagogik kommt. Daß die Sonderpädagogik das Gegenteil von Inklusion bezweckt, wird Ihnen ja geläufig sein. Des weiteren müssen Sie als Akademiker ja wissen, daß der Deutschenhass konstitutiver Bestandteil der österreichischen Universitätsszene ist.«
Nachdem Groll in der Studie geblättert hatte, zitierte er: »Die Evaluierung basiert auf einer umfassenden Dokumentenanalyse und leitfadengestützten Interviews mit 72 Expertinnen und Experten aus der Zivilgesellschaft, der Interessenvertretung und der Selbstvertretung, der Wissenschaft und dem Monitoringausschuss, den Sozialpartnern, der Sozialversicherung sowie der Bundes- und Landesverwaltung. Man fragt sich, warum die Bischofskonferenz und die Fleischerinnung nicht auch mit von der Partie waren. Sie kennen doch den Spruch von den vielen Köchen, die den Brei verderben.«
»Das übliche Wortgeklingel bei derartigen Studien«, sagte der Dozent.
»Darf ich Ihnen sagen, wie ich das in meine Sprache übersetzen würde?« sagte Groll.
»Nur zu!« Der Dozent bestellte einen Espresso und eine trockene Semmel.
Herr Groll verschränkte die Arme und legte los: »Also: Man hat erstens vorhandene Literatur gesichtet und abgeschrieben. Zweitens hat man 72 Kapazunder aus den verschiedensten Bereichen gesprochen. Drittens; darunter befanden sich bis auf wenige Ausnahmen keine behinderten Menschen, es sei denn solche aus offiziellen Behindertenorganisationen, die vom Sozialministerium und der Regierung finanziell abhängig sind und von Haus aus nicht zu den kämpferischen Experten und Expertinnen zählen, sondern die warme Ofenbank der Regierungsnähe der unbestechlichen Arbeit für behinderte Menschen vorziehen. Daß der Monitoringausschuß hier auch zitiert wird, ist eine Chuzpe, weil ich Kenntnis davon habe, daß der Monitoringausschuß, dessen Aufgabe es ist, die Einhaltung der UN-Behindertenrechtskonvention 2008 zu überwachen und als einzig wirklich unabhängige NGO auf diesem Gebiet in seinem jüngsten Länderbericht 2018 ein verheerendes Urteil über den Stand der Behindertenpolitik in Österreich gefällt hat.«
»Einspruch, Freund Groll«, sagte der Dozent, brach die Semmel in mehrere Teile und tunkte ein Stück nach dem anderen in den Espresso, bevor er sie verspeiste. »Wenn man die vorliegende Studie genau liest, kommt auch sie zu einem vernichtenden Urteil. Besonders in den Bereichen Barrierefreiheit, Anti-Diskriminierung, fehlendes inklusives Schulwesen, De-Institutionalisierung und politische Vertretung berichten die Studienmitarbeiter nicht etwa von Stagnation, sondern von teils eklatanten Rückschritten. Etwas zugespitzt könnte man formulieren, daß die Studienautoren den einzigen wirklich substanziellen Fortschritt darin sehen, daß die beteiligten Experten sich im Zuge der Arbeit besser kennengelernt haben.«
»Wie schön«, sagte Herr Groll sarkastisch.
»Vor einigen Tagen kam mir der Fall der Mutter einer körperbehinderten Tochter aus Leibnitz zu Ohren. Sie wollte ihre Tochter, so wie es das Gesetz vorsieht, in die nächstgelegene Schule einschreiben lassen. Der Schuldirektor verwehrt ihr dies. Sie hält dagegen, daß ein Rechtsanspruch der behinderten Kinder auf gemeinsame Beschulung mit anderen Kindern besteht. Aber nicht in meiner Schule, sagt daraufhin der Direktor und verweist sie an den zuständigen Landesschulrat, jetzt Bildungsdirektor genannt.



Behinderte Kinder in der Klasse, das brauchen wir hier nicht, sagt der. Die Tochter ist in einer Sonderschule am besten aufgehoben, auch dort werde inklusiv unterrichtet. Ob er schon einmal den Namen Nicola Cuomo aus Bologna gehört habe, fragt darauf die Mutter, der habe in den 1970er Jahren mit anderem Mitstreitern durchgesetzt, daß jedes, auch sehr schwer behinderte Kinder, mit nichtbehinderten gemeinsam die Schule besuchen können. Natürlich brauche es bauliche Veränderungen und personelle Aufstockungen für Stützlehrer. Was in Italien seit nahezu einem halben Jahrhundert Wirklichkeit sei, müsse doch auch in Österreich möglich sein. Im Übrigen habe der Bezirk Reutte vor vielen Jahren Sonderschulen abgeschafft, die inklusive Schule dort bewähre sich bestens. Der Mann hinter dieser zivilisatorischen Großleistung heiße Heinz Forcher. In Italien würde man ihm Kränze flechten. Sie erinnern sich vielleicht an die SPÖ-Frauen- und Bildungsministerin Sonja Hammerschmid, die dieses Amt in der Regierung Kern von Mai 2016 bis Dezember 2017 ausübte. Auch in ihrer Amtszeit wurden Sonderschulen ausgebaut, statt, wie von der UN-Konvention vorgeschrieben, abgebaut. Sonja Hammerschmid sitzt bis heute im Parlament. In Wien weisen zwei Drittel der Sonderschüler keine Behinderung auf, sie stecken bloß in einer ‚Migrationskarriere' und haben Nachholbedarf in Deutsch.«
Die beiden aßen schweigend. Dann zählte Groll massive Verschlechterungen beim Geschoßwohnbau in Salzburg und Tirol auf – Behindertenwohnungen dürften dort jetzt nur mehr im Erdgeschoß errichtet werden, von den Auflagen der baulichen Barrierefreiheit werde nach hartnäckigen Interventionen von Bauwirtschaft und Architekten zunehmend wieder abgerückt.
»Ich verstehe«, sagte der Dozent mit zornbebender Stimme. »Die Krevechen brauchen die Sonne nicht zu sehen und Freunde in oberen Stockwerken brauchen sie mangels Lift auch nicht zu besuchen. Unter dem Etikett Inklusion werden in Österreich Dinge verkauft, die die Fortsetzung von Aussonderung zum Ziel haben. Man will eben keine Durchmischung.«
»Des Weiteren werden nicht nur in Salzburg entgegen den Vorgaben der UN-Konvention, die die Abschaffung von Großheimen vorschreibt, neue Großbauten errichtet. Und die EU darf das Ganze unter dem Titel Inklusion auch noch fördern«, fuhr Groll fort. »Eine kämpferische und äußerst sachkundige Wiener NGO namens »Behinderte Menschen Initiativ« (BMIN) weist darauf hin, daß einzig die ÖVP mit Kira Grünberg eine selbst betroffene Behindertensprecherin aufweist und damit der zentralen Forderung der internationalen Selbstbestimmt-Leben Bewegung nachkommt, die da lautet: »Nothing about us without us«. Gemeint ist damit, daß behinderte Menschen vom Objekt der Politik zum Subjekt derselben werden müssen, wollen sie von der Politik und von ihresgleichen(!) ernst genommen werden. Das Expertentum in eigener Sache, der Kampf gegen politische Entmündigung, ist das Um und Auf selbstbestimmter Politik von und für behinderte Menschen. Parteien, die das nicht begreifen und wie die SPÖ jahrzehntelang gegen diese Maxime handeln, üben politische Gewalt gegen behinderte Menschen aus. Die gegenwärtige Behindertensprecherin der SPÖ ist nicht behindert und kommt von der Arbeiterkammer. Und Parteien wie die Grünen, die als erste selbstbetroffene Menschen ins Parlament entsandten (den Anfang machte Manfred Srb), wenden sich nunmehr von diesem fixen Bestandteil ihrer Politik, die Lob und eine zahlenmäßig nicht kleine Einflußgruppe brachte[1], ab. Die gegenwärtige grüne Behindertensprecherin Heike Grebien ist eine nichtbehinderte Tourismuskauffrau. Dagmar Belakowitsch, die FPÖ-Behindertensprecherin, ist eine nichtbehinderte Ärztin. Den Vogel aber schießen die NEOS ab: Fiona Fiedler, nichtbehindert, kommt ebenfalls aus der Gastronomie und ist im Parlament ‚Sprecherin für Tierschutz und behinderte Menschen'.«
Der Dozent schüttelte sich wie ein nasser Hund und bestellte zwei große Stamperl Marillenschnaps.

---

[1] Die OECD geht in hochentwickelten Staaten von 15 % Menschen mit spürbarer Behinderung aus. Gemeinsam mit Angehörigen, die die Einschränkungen des Lebens (fehlende Barrierefreiheit in Gastronomie und Hotellerie) miterleben müssen, ist das keine kleine Wählergruppe. Da die Arbeitslosenrate vermittelbarer behinderter Menschen sich in den letzten zehn Jahren verdoppelt hat und bei 50 % liegt und weitere Nachteile in Bildung und Gesundheit sowie andere multiple Diskriminierungen hingenommen werden müssen, sind Angehörige immer auch »mitbehindert«.

Erwin Riess schreibt Romane, Erzählungen und Stücke. Sein letzter Roman »Herr Groll und die Donaupiraten« ist September 2019 im Otto Müller Verlag erschienen. Derzeit arbeitet er an einem Roman, der sich mit den Verflechtungen von internationalem Kapital (Rohstoffen) und den Salzburger Festspielen befassen wird.

»Gegen jeden Extremismus«

Thomas Rammerstorfer macht sich vermittels seiner eigenen Biographie einige Gedanken zum Thema Extremismus.

Ein paar Anmerkungen zu Phrase und Realität

Extremismus-Vorwürfe gegen politische Mitbewerber*innen sind Alltag in politischen Auseinandersetzungen. Dieser sei Extremist, diese distanziere sich zu wenig von Extremismus, jene habe Kontakte zu Extremist*innen und jener war mal Extremist*in. Selten sind das objektive Feststellungen, meist sind sie vom eigenen politischen Standpunkt gefärbt. Das Fehlen einer ernsthaften Extremismusforschung in Österreich kommt noch hinzu. Quasi definiert sich jede*r den Begriff selbst. Für die FPÖ existiert scheinbar nur linker und islamistischer Extremismus. Einig sind sich alle Parteien in der Formel »gegen jeden Extremismus«. Die Gewichtung von Gewalttaten mit Bezug zu Extremismus ist aber in der medialen, politischen und öffentlichen Rezeption völlig unterschiedlich.

IS-Terror in Wien, Neonazi-Liebeskummer in Vorarlberg

Man nehme das Attentat eines IS-Anhängers in Wien. Wochenlang füllte es die Zeitungen und sozialen Medien, jeder Aspekt wurde aus jedem Blickwinkel beleuchtet. Es gab und gibt Festnahmen, Moscheenschließungen, Initiativen zur Unterstützung der Opfer bzw. ihrer Hinterbliebenen, Trauerkundgebungen im ganzen Land, Rücktritte beim Verfassungsschutz, alle öffentlichen Gebäude wurden schwarz beflaggt, Gesetzesänderungen wurden debattiert, und so weiter. Gut so.

Es geht aber auch ganz anders. Ich erinnere mich an das Attentat im Vorarlberger Nenzing im Jahr 2016. Und »ICH erinnere mich« schreibe ich hier sehr bewusst, da sich sonst kaum jemand erinnert. Nicht mal in meinem links-grün-antifaschistischen Umfeld.

Also, was war denn da los? Ein 27-Jähriger schoss mit einer automatischen Waffe auf die Besucher*innen eines Konzertes des örtlichen Biker-Clubs. Zwei Menschen starben, zwölf wurden teils schwerst verletzt. Der Täter richtete sich selbst. Die Aufmerksamkeit, die er mit der Tat mutmaßlich erregen wollte, hielt sich in Grenzen. Das mag zum einem dem Umstand geschuldet sein, dass die Wahrnehmungsschwelle vieler Medien an der Wiener Stadtgrenze endet. Mutmaßlich aber auch daran, dass der Täter kein Salafist war, sondern nur Neonazi. Ansonsten hätten wir nämlich einige Parallelen zu Wien. Gregor S. war seit 2005 amtsbekannt. Er hatte einschlägige Vorstrafen (acht Stück, u. a. wegen illegalem Waffenbesitz und Gewaltdelikten), war Teil eines internationalen Netzwerkes (*Blood and Honour*), das sich für zahlreiche Anschläge verantwortlich zeigte. Er benutzte die gleiche Waffe wie der Täter in Wien. Das LVT (Landesamt Verfassungsschutz und Terrorismusbekämpfung) überwachte ihn nicht. Obschon er seine Gesinnung in sozialen Medien offen preisgab und im Jahr vor der Tat einen Waffenschein beantragt hatte (was wegen eines aufrechten Waffenverbotes abgelehnt wurde). Er galt – trotz gegenteiliger Anzeichen – als »deradikalisiert«.

Nun ist es müßig zu spekulieren, ob es sich bei den Ereignissen in Nenzing um Amok oder Terror handelte. Die Grenzen verschwimmen auch bei anderen Anschlägen immer öfter. Ich lehne mich aber wohl nicht allzu weit aus dem Fenster, wenn ich behaupte, dass bei einem Täter mit einem bestimmten religiösen Bekenntnis die Tat viel eher als Terror wahrgenommen worden wäre. So mordete er halt »nur weil er mit seiner On-Off-Lebensgefährtin auf der Rocker-Party in Streit geraten war«, wie es die *Kronenzeitung* formulierte.

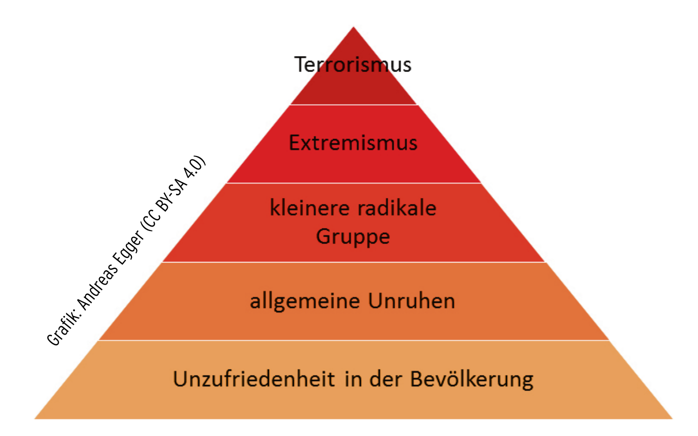
Mein Leben mit Extremismus

In den 1980ern in die Schule gehen war nicht unspannend. Die Lehrer*innen waren gespalten: Da gab es die, die noch voll des Lobes für den Führer waren, weil er hat ja die Autobahn gebaut. Und die meist jüngeren, die uns auch mit den Schrecken des Nationalsozialismus konfrontierten: z.B. meinen Geschichtslehrer, der uns im Bus auf der Klassenfahrt nach Mauthausen erklärte, wir könnten alles vergessen, was wir je bei ihm gelernt haben, nur das, was wir jetzt sehen, dürften wir niemals vergessen. Und es gab die tiefschwarzen Lehrer*innen, für die alles links der ÖVP Kommunismus war, und Kommunismus war Sowjetunion, war Stalin, war genauso schlimm wie Hitler. Anfang der 1990er dann die Jugend. Wir »alternativen« Jugendlichen, Hippies, Sandler*innen, Hard-Rock-Fans, wir bekamen jedes Wochenende auf die Mütze von den Nazi-Skinhead-Banden. Antifaschistisches Engagement wurde uns förmlich eingebläut. Wenn wir zu Hause blieben, sahen wir im Fernsehen die Bilder von Rostock, Hoyerswerda, später dann von Traunkirchen, von Oberwart. Es war mir unerklärlich, was Menschen in diesen Wahnsinn trieb. In meiner Familie waren weder Gewalt noch Rassismus je Thema. Ich verstand das nicht. Wollte es aber verstehen und es begann eine mittlerweile über 25-jährige Auseinandersetzung mit den relevanten extremistischen Phänomenen in Österreich, vor allem natürlich dem Rechtsextremismus. »Aha-Erlebnisse« über die breite Akzeptanz rechtsextremer Einstellungen und Manifestationen begleiteten mich in diesen Jahren. Freilich: prügelnd oder brandschatzend, womöglich auch noch betrunken und prollig gekleidet, sollte der Nazi der 1990er nicht durch die Straßen ziehen. Was da alles passieren könnte! Ansonsten war Rechtsextremismus eine akzeptierte Einstellung. Ein Jugendlicher erklärte mir mal, er verstehen sich mit allen, einer seiner Freunde sei Türke, einer Skater, einer Nazi. Ich glaube, er fühlte sich vorbildlich tolerant und weltoffen.

Eine andere Episode erlebte ich in einem Pflegeheim im Bezirk Wels-Land, in dem ich beschäftigt war, etwa 2005. Ein Bewohner, der sehr auf mich fixiert war, schrie im Speisesaal »Heil Hitler!«. Ich brachte ihn ins Zimmer und führte ein ernstes Gespräch mit ihm. Er war völlig verdutzt. »Ich hab ja nicht gewusst, dass du den Hitler nicht magst«, stammelte er unter Tränen. Meine Einstellung erschien ihm völlig neu und fremd. Offenkundig hatte ihm, 60 Jahre nach Ende von Krieg und Führer, noch nie jemand seine Hitler-Verehrung krumm genommen. Die anderen Bewohner*innen im Speisesaal hatten ihm seinen Hitler-Gruß auch keineswegs verübelt. Nicht, weil sie alles Nazis waren, sondern weil der Nazismus für die Mehrheit eine vielleicht schrullige, jedenfalls aber nicht wirklich verdammenswerte Einstellung war.

Die Mitte

Von den Diskussionen mit jenen Menschen, die sich selbst als Angehörige einer politischen Mitte wahrnahmen, habe ich einen gewissen Grundtenor im Ohr. Fast immer, wenn sie etwas gegen Nazis sagten, distanzierten sie sich im gleichen Atemzug auch von »linken« Extremismen, oder was man dafür hielt, oder »von allen totalitären Regimen« und so weiter.



In der Radikalisierungsforschung stellt man sich den Weg zum Extremismus gerne als Pyramide vor. Einen Extremismus der Mehrheit kann das Modell nicht abbilden.

Erst spät merkte ich, dass in jenen mittigen Milieus jeder Mensch, der deutlich gegen Rassismus Stellung bezog, automatisch als links galt. Und das ist natürlich die Höchststrafe, darum das eifrige Distanzieren auch gleich von allem und jedem, am besten auch vom Antifaschismus, der – wie mittlerweile durch zahlreiche Social Media-Memes bewiesen wurde – genauso verderbt sei, wie der eigentliche Faschismus. Aber wer ist denn die Mitte überhaupt? Eigentlich die Konservativen: Also die Rechten, im traditionellen Sinn (auch wenn konservative Parteien den Begriff vermeiden) – die »neue« ÖVP mit ihrer Selbstdarstellung als »mitte-rechts« bildet hier eher noch die Ausnahme. Der Begriff »Mitte« ist überhaupt ein unverzichtbares Accessoire in der Selbstdarstellung einer Partei. Auch SPÖ und Grüne bezeichnen sich gerne als »mitte-links«. Zweifellos auch wahltaktischen Überlegungen geschuldet, scheint ein Bekenntnis zur Mitte auch einem Bekenntnis zur Demokratie gleichzukommen. Was eigentlich seltsam ist, eingedenk dessen, wie oft sich die »Mitte« in ihrer Geschichte schon an den Busen von Rechts-außen geschmissen hat, sobald ein wenig Sozialismus drohte.

Die Linke und warum wir so zerstritten sind

Was heißt das denn nun aber heute, links zu sein? Meine Kenntnisse der sozialistischen Klassiker hält sich in engen Grenzen. Durch den einen oder anderen habe ich mich in meiner Jugend gequält, mittlerweile sind sie in den Regalen genauso verstaubt wie meine Erinnerung an ihren Inhalt. »Links« definiere ich als eine Einstellung, die eine Chancengleichheit möglichst aller Menschen bedeutet, unabhängig von ihrer (geographischen wie sozialen) Herkunft, ihres Geschlechtes, ihrer Religion, etc… Rechts definiere ich als das Gegenteil, als jene Kräfte, die bestehende Diskriminierungen sogar noch verstärken wollen. Die Gleichheit des Menschen scheint gemeinsames Ziel der Linken. Über den Weg ist man sich umso uneiniger: Auf Überzeugung und freiwillige Vereinbarung setzen die einen, auf die Eroberung der Parlamente durch demokratische Wahlen die anderen, und so manche auch auf Revolution und blutige Massaker an der bürgerlichen Klasse, am besten inklusive der beiden vom wahren Weg abgewichenen erstgenannten Gruppen. Das linke Spektrum ist ein Mikrokosmos für sich, mit enormen Diskrepanzen auf nahezu allen zu beackernden Politikfeldern. Die österreichische Linke, oder sagen wir mal: die österreichischen Parteien links von rechts, zeichnen sich zudem durch die Unfähigkeit aus, eine gemeinsame Strategie zu entwickeln, aber dazu ein andermal mehr.

Mein Leben mit Extremismus (2)

Während ich bei manchen meiner linken Freund*innen als regierungstreues Weichei gelte, werde ich von meinen rechten Gegner*innen gerne als Linksextremist oder auch als Grün-Kommunist bezeichnet. Als Beweis dient zum einen meine ablehnende Haltung dem rechten Extremismus gegenüber, zum anderen meine Autorenschaft für KPÖ-nahe Publikationen. Das ist eine interessante Schlussfolgerung, denn ich schrieb oder referierte z.B. auch schon für katholische, evangelische, alevitische und jüdische Organisationen, ohne dass mir ein Bekenntnis zu einer dieser oder gar allen Religionen nachgesagt wurde. Im Übrigen wird die KPÖ weder von der Politikwissenschaft, nicht einmal vom Verfassungsschutz, als linksextrem eingeordnet. Aber wie dem auch sei. Man kann sogar in Oberösterreich als ehemaliger Kommunist Bürgermeister werden.

Thomas Rammerstorfer ist freier Journalist, parlamentarischer Mitarbeiter des Grünen Gesundheitssprechers Ralph Schallmeiner und lebt in Wels. 2021 wird er Spitzenkandidat der Welser Grünen.

Wissensproduktion für die Anti-Zivilisation

Der dieses Jahr erschiene Sammelband »Das faschistische Jahrhundert. Neurechte Diskurse zu Abendland, Identität, Europa und Neoliberalismus« beschäftigt sich mit Bezügen der »Neuen Rechten«. *Till Schmidt* gibt einen Überblick über die einzelnen Beiträge.

1932 sagte Benito Mussolini ein neuartiges Jahrhundert voraus. Für die Rettung aus der Krise stünden Ideen bereit, die »in jeder Nation überall auf der Welt aktiv« seien. Da die faschistischen Ideen rechtzeitig zur Reife gelangen würden, wäre eine positive Zukunft der Menschheit gesichert. »Wir sind endgültig in eine Periode eingetreten, die man als Übergang von einer Zivilisation zu einer anderen bezeichnen kann«, schrieb Mussolini. Die »Ideologien des 19. Jahrhunderts« – gemeint sind Marxismus und Liberalismus – »stürzen zusammen und niemand findet sich zu ihrer Verteidigung«.

Da sich Faschismus und rechter Autoritarismus zu diesem Zeitpunkt tatsächlich auf einem Höhepunkt befanden, war Mussolinis Voraussage damals durchaus plausibel. Fast neunzig Jahre später ist allerdings klar, dass der italienische *Duce* falsch lag. Doch was, wenn wir Mussolini so verstehen, dass er gar nicht das 20. Jahrhundert meinte, sondern vielmehr das Jahrhundert nach der Gründung des Faschismus? Dann, so schreibt der britische Faschismusforscher Roger Griffin, »verändere sich die Geschichte, die wir uns selbst erzählen, radikal«.

Bild: Xadaga (CC BY-SA 3.0)

Zur Abwechslung neuer Wein in alten Schläuchten? Liktoren mit »fasces« bei einer Prozession in Katalonien

Griffin plädiert für eine Perspektive auf den Faschismus, die diesen nicht als rein historisches Phänomen analysiert, sondern ihn vor allem in seinen aktuellen und zukünftigen Ausprägungen in den Blick nimmt. Griffins Essay bildet den programmatischen Auftakt eines kürzlich im Verbrecher Verlag erschienenen Sammelbandes. »Das faschistische Jahrhundert« besteht aus sechs, teils über 50 Seiten langen Aufsätzen.

Die Autor*innen des Sammelbandes beleuchten einige der für die Neue Rechte zentralen Begriffe wie »Abendland«, »Europa«, »Liberalismus« oder »Identität«. In seinem Vorwort hält der Herausgeber Friedrich C. Burschel fest, dass das Denken der *Neuen Rechten* zwar gerne intellektuell tiefgründig daherzukommen versuche, es im Kern aber so »brutal, einfältig und letztlich auch banal« sei, dass es im eigentlichen Sinne gar nicht als »Theorie« gefasst werden könne. »Faschistische Wissensproduktion« sei Burschel zufolge ein viel passenderer Begriff.

Aufhänger für Roger Griffins Essay ist das von Mussolini konstatierte »faschistische Jahrhundert«. Bereits in den 1990ern seien »Umrisse neuer Erscheinungsformen des Faschismus sichtbar geworden, die erst später vollständig zu erkennen waren«. Als Beispiele nennt der Historiker den sich damals im Aufschwung befindlichen ethnischen und religiösen Hass, wie er sich etwa im Jugoslawien-Krieg brutal ausdrückte, die neonazistischen Anschläge durch Timothy McVeigh in Oklahoma City 1995 und durch David Copeland in London 1999 sowie die Gründung des Nationalsozialistischen Untergrundes (NSU) 1998 in Deutschland.

Alle diese Akteure (und später zahlreiche weitere) versuchten, durch ihre gewalttätigen Handlungen ihre Träume von ethnischer Trennung, kultureller Reinigung, erzwungener Rücksiedlung und dem Armageddon des Rassekrieges in die Realität umzusetzen – letztlich, so interpretiert Griffin, als Alternative zum von Francis Fukuyama konstatierten »Ende der Geschichte«, dem Ende der Zusammenstöße zwischen fanatischen Ideologien. Angesichts des rasanten Voranschreitens, der enormen Wirkmacht und der immer häufigeren Umsetzung dieser Ideen fragt Griffin, ob wir uns aktuell in einer »Übergangsphase von einer Zivilisation zu einer technologisch bestimmten Anti-Zivilisation« befinden:

> Einer Übergangsphase von einem Zeitalter der liberalen Demokratie, die niemals umfassend verwirklicht wurde, in eines von unzähligen kleinen und großen Auseinandersetzungen zwischen ethnischen, kulturellen und religiösen Identitäten, die bewaffnet und ausgerüstet worden sind, sich in eine neue Form der […] Politik der ‚gegenseitig sicheren Zerstörung' […] zu stürzen, so wie sie in dem Film ‚Dr Strangelove oder wie ich lernte, die Bombe zu lieben' parodiert worden ist?

Griffin beendet seinen Essay appellativ damit, dass sich liberale Humanist*innen gleich welcher Herkunft und Religion überall auf der Welt »aktiv in den Kampf stürzen« sollten, um die grundlegenden Freiheitsrechte sowohl in den zahlenmäßig schwindenden Demokratien als auch unter autoritären Regimen zu verteidigen. Griffin selbst versteht sich als liberaler Bürgerlicher, dessen Faschismusbegriff auf einem konstituierenden Vorhandensein eines nationalen Erweckungsmythos oder eines Wiedergeburtsnarratives beruht. Dazu kommt das zentrale Moment von Gewalt und Gewaltanwendung.

Mit der Ideengeschichte und Wiederkehr des assoziationsreichen Kampfbegriffes »Abendland« beschäftigt sich der Politikwissenschaftler und Journalist Felix Korsch in einem weiteren Beitrag des Sammelbandes. Nicht erst seit Pegida komme dem »Abendland« eine erhebliche Bedeutung im politischen Diskurs in Deutschland zu. Die Verwendung des Begriffes durch die »Patriotischen Europäer gegen die Islamisierung des Abendlandes« zeichne sich zwar durch eine gewisse inhaltliche Leere aus. Dennoch verweise der Topos identitätsstiftend auf ein vermeintlich höheres Gut, um das es den Protestierenden gehe, die sich in einem übergeschichtlichen Standort wähnen und zudem, wenn auch nicht offen, durch ihre Bezugnahme auf ein der Bundesrepublik entgegengesetztes Ideal-Deutschland, eine politische Ordnungsfrage stellen.

Korsch zeigt, wie der Philosoph Oswald Spengler durch seine Schrift »Der Untergang des Abendlandes. Umrisse einer Morphologie der Weltgeschichte« (1918) einen entscheidenden Beitrag zur Etablierung des Begriffs des »Abendlandes« als stehende Wendung leistete. Mit »Untergang« meinte Spengler nicht ein Ende der Welt, sondern, so Korsch, das »Universal-Werden der abendländischen Kultur in einer Weltzivilisation«. Die »abendländische Kultur« würde dadurch ihren Status als »Kultureinheit« verlieren, sodass vom »Abendland« dann nicht mehr gesprochen werden könne. Einen Grund für diese angebliche Entwicklung gibt Spengler in seinem Buch allerdings nicht an; er fragt nicht einmal danach.

Auch wenn derartige düstere Gedanken seinerzeit nicht neuartig waren, prägte Spengler mit seiner geschichtsphilosophischen Schrift eine bestimmte Form des radikalen Nationalismus der Weimarer Republik stark. Ein Teil des rechtsradikalen Schrifttums jener Zeit könne, so Korsch, als Versuch gelesen werden, in die bei Spengler vorgezeichnete geschichtliche Entwicklung mit aller Macht und Gewalt einzugreifen. In dieses Horn stieß Spengler dann aber selbst mit seinem 1922, nach der deutschen Niederlage im Ersten Weltkrieg erschienen zweiten Band von »Der Untergang des Abendlandes«. Am Ende des Buches ruft er – unerwartet und im Widerspruch zur vorangegangenen Darstellung – dazu auf, am Ringen um die Vormacht im zukünftigen Weltstaat mitzuwirken. Spengler vertrat dabei eine brachiale, autoritäre Heilserwartung.

Dem langen Schatten, den Spenglers Kulturkritik geworfen hat, spürt Korsch in seinem Beitrag bis in die Gegenwart nach. Dabei thematisiert er die Spengler-Rezeption in der Weimarer Republik genauso wie die Idee des »Reiches« als Bezugspunkt für deutsche Rechte vor, während und nach dem Nationalsozialismus. Korsch macht darüber hinaus deutlich, an wie vielen (und teils gegensätzlichen) inneren und äußeren Frontlinien die Vertreter der Abendland-Idee kämpften, um dieses vor Gegner*innen und Feind*innen zu retten. Insgesamt, so zeigt Korsch, eignet die »notorische Unterbestimmtheit« des Abendlandbegriffes diesen besonders gut zum exkludierenden Homogenitätskriterium.

Heutigen extremen Rechten gehe es bemerkenswerterweise weniger um einen Bezug auf die Vergangenheit, sondern vor allem um eine Krisendeutung der Gegenwart. Diese werde verbunden mit einer »anschwellenden Bürgerkriegsrhetorik« und dem Stellen der politischen Ordnungsfrage. Auch im parteipolitischen Vorfeld klinge das an, wenn etwa Björn Höcke von der AfD als »letzte[r] evolutionäre[n] Chance« für Deutschland spricht oder der Parteiideologe Marc Jongen konstatiert, dass die als zerstörerisch imaginierte Moderne auf graduellem Weg nicht mehr aufzuhalten sei.

Die weiteren Beiträge aus »Das faschistische Jahrhundert« beschäftigen sich mit den Netzwerken der Identitären Bewegung und Neuen Rechten sowie mit dem Verhältnis von Neuen Rechten und Neoliberalismus. Der Historiker Volkmar Wölk beleuchtet in seinem Aufsatz »Alter Faschismus in neuen Schläuchen?« die Europa-Konzepte der Neuen Rechten, wie sie aktuell im Umfeld des »Jungeuropa-Verlages« ihre Wiederauflage finden. Insgesamt sind die »terminologischen Tiefenbohrungen« (Burschel) der einzelnen Beiträge ertragreich, allerdings auch sehr dicht und teils recht voraussetzungsreich. Der Band erhebt keinen Anspruch auf Vollständigkeit, sondern greift einzelne zentrale Begriffe des neurechten Denkens heraus. Diesen Begriffen in ihrer Herkunft und Entwicklung nachzuspüren gelingt den einzelnen Beiträgen gut.



Friedrich Burschel (Hg.):
Das faschistische Jahrhundert. Neurechte Diskurse zu Abendland, Identität, Europa und Neoliberalismus
Verbrecher Verlag 2020, Broschur, 264 Seiten,
Preis: EUR 19,00

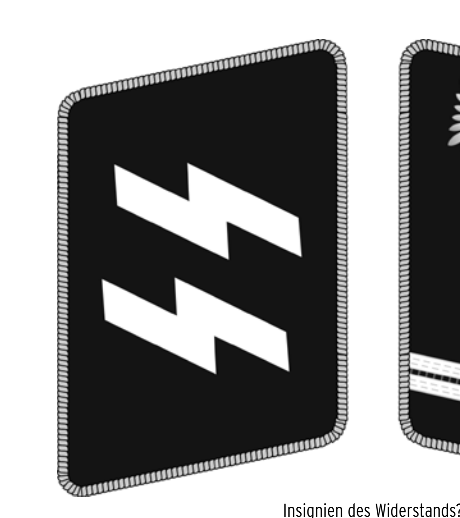
Till Schmidt studiert in Oldenburg und arbeitet als freier Journalist.

Ein Täter als »Whistleblower des Holocaust«

Paulette Genlser befasst sich in ihrem Text mit Kurt Gerstein, SS-Obersturmführer und »Hygienefachmann« in den Vernichtungslagern Bełżec und Treblinka, und kritisiert seine Rezeption als »Widerständler in SS-Uniform«.

Die Retter und Widerständler bilden »das unbezahlbar teure Kapital des deutschen Volkes«, hatte Arno Lustiger einmal geschrieben und damit in affirmativer Weise den deutschen Zugang zum Widerstand ganz treffend beschrieben. Schon mit der Heroisierung der Attentäter des 20. Juli hatte man die Blase des Widerstandes durch eine Menge fiktives Kapital angereichert, sodass man sich nicht auf die Phrase des »deutschen Widerstandes« beziehen kann, ohne sie als grundlegend polemische Formulierung zu verwenden. Aber selbst hier kann man noch gewisse Überraschungen erleben. Die deutsche Bundeszentrale für politische Bildung brachte 2016 ein Heft zum »Widerstand gegen den Nationalsozialismus« heraus. Darin findet sich unter dem Untertitel »Widerstand aus christlichem Glauben« folgender Text über *»Kurt Gerstein«*:

»Geboren 1905, engagierte sich Kurt Gerstein nach dem Abitur in der christlichen Jugendarbeit. Er studierte Bergbau und legte 1931 die Prüfung zum Diplom-Ingenieur ab. Im Mai 1933 trat Gerstein in die NSDAP ein. Im selben Jahr protestierte er offen gegen die Auflösung der evangelischen Jugendverbände und schloss sich bald darauf der oppositionellen Bekennenden Kirche an. 1936 wurde er aus der NSDAP ausgeschlossen und zweimal inhaftiert. Nachdem Kurt Gerstein von der Mordaktion an Patienten von Heil- und Pflegeanstalten erfahren hatte, entschloss er sich, in die Waffen-SS einzutreten. Er hoffte, auf diesem Weg nähere Informationen über Verbrechen der Nationalsozialisten zu erhalten. Gerstein wurde dem Sanitätswesen der Waffen-SS zugeteilt und übernahm die Leitung des technischen Desinfektionsdienstes. Im Juni 1942 bekam er erstmals den Auftrag, Blausäure (Zyklon B) zur Ermordung von Menschen zu beschaffen. Im August 1942 wurde er zudem Zeuge des Massenmordes in den Vernichtungslagern Bełżec und Treblinka. Gerstein informierte mehrfach ausländische Diplomaten und Geistliche über die nationalsozialistischen Gewaltverbrechen und versuchte, Lieferungen des Zyklon-B-Gases zu sabotieren. Am 22. April 1945 stellte er sich den französischen Behörden. Kurt Gerstein kam am 25. Juli 1945 in einem Pariser Gefängnis unter bis heute ungeklärten Umständen ums Leben. Der von ihm noch in der Haft verfasste Bericht ist eines der wichtigsten Dokumente über den Völkermord an den Juden Europas.«[1]



Insignien des Widerstands?
Dienstgradabzeichen eines SS-Obersturmführers

Der »Widerstand in SS-Uniform«, so der Titel der Gerstein huldigenden Wanderausstellung, der selbst die SS von dem Makel einer kollektiven Schuld befreit, hatte nun wirklich noch gefehlt. Bis dorthin war es ein gewisses Stückchen Weg. Gerstein war, nachdem seine Witwe auf eine Hinterbliebenenrente geklagt hatte, posthum als Belasteter befunden wurden, woran vorerst auch mehrere Revisionsverfahren nichts änderten. Die Einstufung als Belasteter rechnete ihm seinen potenziellen Widerstand schon an und minderte seine sonstige Einstufung als Hauptverantwortlicher. Bedeutsam für den außerjuristischen Wandel war vor allem die Veröffentlichung des Berichts Gersteins durch Léon Poliakov (1951 in Auszügen, 1955 komplett) und durch das Institut für Zeitgeschichte 1953. Im Zuge Letzterer hatte der Herausgeber Rothfels einen Aufsatz als Vorwort verfasst, der den linearen Widerständler Gerstein entwarf, was von Gert H. Theunissen im WDR 1957 munter aufgegriffen und noch ein Stück weiter vorangetrieben wurde. Der erste wirkliche Wandel hingegen setzte erst ein, nachdem Rolf Hochhuth – motiviert von der Veröffentlichung des Berichts in seinem Stück »Der Stellvertreter« (1963, begonnen 1959) – nicht nur Papst Pius XII. zu einer Art Hauptverantwortlichen des Holocaust modelte, sondern dem SS-Mann Kurt Gerstein als dem Helden seines Stückes ein Denkmal errichtet, das maßgeblich die weitere Beurteilung Gersteins bestimmte. Nachdem sich anlässlich jenes Dramas nun auch Issy Wygoda, ein Shoah-Überlebender, und der Zentralrat der Juden für Gersteins Rehabilitation einsetzten, hatte man nun die fehlende Rechtfertigung[2] und ausgerechnet Kiesinger, der selbst in die NSDAP eintrat, um gegen den Antisemitismus zu kämpfen,[3] stufte Gerstein 1965 schließlich als »Entlasteten« ein. Bis hierhin kann man die ganze Geschichte mit viel Phantasie und Wohlwollen noch als juristischen Akt begreifen, in welchem die Unschuldsvermutung zur Geltung zu kommen habe. Dass die Rehabilitation niemals so rein rechtlich war, sollte schon klar geworden sein. Auch, dass die Unschuldsvermutung angesichts des Nationalsozialismus eher selbst Teil der Barbarei ist, dürfte hoffentlich selbstverständlich sein. Während es jedoch im Rechtlichen zumindest noch Argumente für ihre Anwendung gibt, ist dies für die außerjuristische Aufarbeitung ohne jede Legitimation. In eben diesem Geiste wurde die Causa Gerstein nachträglich durch Biographien, die allesamt von einer gehörigen Sympathie oder zumindest Faszination für jenen »Spion Gottes« geprägt sind, abgesegnet.[4] Diese Werke sind vor allem selbst im schlechtesten Sinne literarisch. Es ist eines der makabren Momente, dass Hochhuth mit seinem dokumentarischen Drama den Weg ebnete für eine literarische Geschichtsschreibung, die aufgrund ihres Verführungscharakters die folgende Forschung und Rezeption in einer kaum gekannten Weise kanalisiert hat.[5] Bald übernahm auch die evangelische Kirche die für sie günstige Erzählung und wurde die maßgebliche Verfechterin der Ehre Gersteins – eine ihrer wichtigsten Jugendbildungsstätten erhielt schon 1964 den Namen »Kurt-Gerstein-Haus«. Im Jahr 2020 huldigen ihm schon dezidiert linke Zeitungen, wie das Neue Deutschland.[6]

Die Geschichte Gersteins ist interessant, daran besteht kein Zweifel. Auch hatte sein Bericht eine erhebliche Bedeutung. Wenn sich auch zahlreiche Angaben als übertrieben, ungenau oder schlichtweg falsch erwiesen haben, konnten durch die Verwendung jenes Berichts als Beweismittel zahlreiche andere Aussagen von Tätern entlockt werden, die letztlich zur Aufklärung beitrugen. Die maßgebliche Tat, die seine Aura als Widerständler begründete, besteht darin, dass er im August 1942 den schwedischen Gesandten, Göran von Otter, über die von ihm soeben selbst gesehene Vernichtung von Juden in Bełżec und Treblinka aufklärte, und diesen um Weiterleitung jener Information an die Alliierten bat, in der Hoffnung, diese würden Flugblätter über Deutschland abwerfen und dadurch die Deutschen dazu zu bewegen, sich gegen die Regierung zu wenden. Gerstein sei dabei sehr aufgeregt und fassungslos gewesen – was in der weiteren Erzählung als nicht ganz unwichtiger Beweis für die Authentizität Gersteins gilt. Obwohl erst durch Aussagen nach '45 belegt, ist jene Episode als glaubwürdig zu betrachten; zumal der schwedische Gesandte kein näheres Interesse hatte, irgendwelche Geschichten zu erfinden. Ob andere vergleichbare Berichte erfolgten, wie jener versuchte beim Apostolischen Nuntius in Berlin oder ein erfolgreicher an den niederländischen Untergrund, mag fraglich (gewesen) sein, ist aber in jedem Fall möglich bzw. im letzteren Fall mittlerweile sogar bewiesen.[7] Sie alle aber erfolgten nach dem Treffen in einem Zug mit dem schwedischen Gesandten. Die Bewertung oder zumindest Einordnung jener Tat, also der Übermittlung eines Berichts über die Ermordung von Juden an den schwedischen Gesandten, ist schon daher als zentrale Herausforderung zu betrachten. »Kurt Gerstein wird in dieser Nacht zum wichtigsten Whistleblower des Holocaust«, heißt es beim MDR und »Schon im Zug auf der Rückreise nach Berlin begann er mit seiner Agententätigkeit«, meint die FAZ.

Angesichts des bisher Zusammengetragenen liegt es auf der Hand, dass Gerstein nicht nur »wohl viel tiefer in die Verbrechen verwickelt [war], als sein Nachkriegsbericht glauben macht«,[8] sondern auch ein gutes Stück früher. Es drängt sich hierbei die Vermutung auf, dass die Formulierung »unter dem frischen Eindruck der entsetzlichen Erlebnisse«, unter dem er seinen ersten Bericht erstattete, eine ganz andere Motivation gehabt hat. Und doch dürften jene wenigen Kritiker, die »in ihm einen Mittäter [sehen], der erst nach der Kapitulation Deutschlands versuchte, sich als heimlichen Widerstandskämpfer darzustellen«,[9] in sehr spezifischer Weise Unrecht haben, insofern sie verkennen, dass er dies nicht erst nach der Kapitulation tat, sondern seit 1942. Es stellt sich also schlussendlich die Frage, was ihn in die durch den schwedischen Botschafter beschriebene schockartige Stimmung versetzt hatte, worin demnach der »frische Eindruck« bestand. Schon das grobe Datum, August 1942, bildet nahezu einen hinreichenden Rahmen einer Antwort. Man braucht nicht besonders viel Phantasie, um sich vorzustellen, dass Gerstein, der nach eigenen Aussagen am laufenden Band »Feindsender« hörte, bestens über die Veränderungen an der Front informiert war. Ohne nähere Konkretisierungen wäre es demnach verständlich, dass er nicht Stalingrad, eine Schlacht die gerade anlief, brauchte, sondern ihm der US-Kriegseintritt, die Schlacht um Moskau, das Unternehmen Wirbelwind, der erste, wenn auch gescheiterte Versuch der Westalliierten einer Fronteröffnung und vor allem der Beginn der Bombardierung deutscher Städte reichten, um zu erkennen, dass der Wind sich gedreht hatte, während Gerstein laut Zeugenaussagen noch im April 1942 den »Endsieg für durchaus möglich hielt.« Hinzu kam, dass schon im Juli 1942 die BBC die Ermordung von 700.000 Juden angeklagt hatte und die polnische Exilregierung seit Sommer jenes Jahrs öffentliche Berichte über die Verbrechen vorlegte. Das Wissen der Alliierten von den deutschen Verbrechen und die ersten Anzeichen einer Wende im Kriegsverlauf waren ferner keine Momente, die Gerstein sich individuell erschließen musste, sondern wurden vom Regime selbst registriert und in spezifischer Weise praktisch umgesetzt. Sein eigener Bericht beinhaltet die Darstellung einer Unterredung der Anwesenden in Bełżec, die mit der Frage beginnt: »Herr Globocnek [Anm.: Leiter der »Aktion Reinhardt«], halten Sie es für gut und richtig, die ganzen Leichen zu vergraben, anstatt sie zu verbrennen? Nach uns könnte eine Generation kommen, die das Ganze nicht versteht!« Es folgt eine Debatte, die deutlich auf die »Sonderaktion 1005« bzw. »Enterdungsaktion« verweist, also die Vernichtung der Spuren und Beweise der Vernichtung, insbesondere durch Verbrennung der exhumierten Leichen. Dies stand nun nicht im Zeichen einer eventuell unverständigen späteren Generation, sondern der Front. Die Aktion 1005 war deutliches Symptom des mangelnden Glaubens der Führung an den Endsieg – etwas, das sie selbst nicht eingestehen konnte, weshalb man Gedanken wie jene über folgende Generationen vorschob, während man in diesem Fall sich der Arbeit wohl eher erst nach dem Krieg angenommen hätte. Es ist letztlich kein Zufall, dass sich die Aktion 1005 parallel zur alliierten Kenntnis wie auch den alliierten Erfolgen entwickelte. Über jene Aktion schreibt Gerstein: »Später hat sich die andere Ansicht durchgesetzt. Die Leichen sind dann auf großen Rosten, die aus Eisenbahnschienen improvisiert wurden, verbrannt worden unter Zuhilfenahme von Benzin und Dieselöl.« Dabei aber vergaß er zu erwähnen, dass er dem Generalsuperintendenten und Mitglied der Bekennenden Kirche Otto Dibelius gegenübergestanden hatte, dass er selbst damit beauftragt worden war, »ein Verfahren auszuarbeiten, wie man eine große Zahl von Leichen beseitigen könne, ohne die Luft zu verpesten oder sonstige unangenehme Spuren zu hinterlassen.« Er war demnach selbst (u.U. erheblicher) Teil der Aktion 1005, die auch, da sie unter anderem durch die Kontamination der Böden und des Wassers im Zuge der Massengräber motiviert war, in den Bereich der Desinfektion fiel.[10] Laut dem Hygieniker beim SS-Sanitätsamt Wilhelm Pfannenstiel, der Gerstein bei seiner Inspektionsreise nach Bełżec begleitet hatte, war hingegen zum Zeitpunkt des Besuchs mit den Verbrennungen längst begonnen worden, wenn auch »noch recht unvollkommen«. Die Aktion 1005 begann prinzipiell schon früher. Im März/April 1942 bekam der SS-Offizier Paul Blobel den entsprechenden Befehl. Alle Anweisungen durften nur mündlich erfolgen. Er hatte das Verfahren im Sommer 1942 (!) mehr oder weniger fertig entwickelt. Inwieweit Gerstein nun wirklich aktiv an der Beseitigung der Leichen beteiligt war, ist schwer zu ermitteln, zumindest hatte er Zugang zu den Beteiligten. Man denke an die Kontakte Blobels zu Christian Wirth (erster Kommandant Bełżec und Inspekteur der »Aktion Reinhardt«); von Odilo Globocnik als verbindendem Glied ganz zu schweigen. Beide traf er nach eigener Aussage erstmals in jenen Tagen in Bełżec. Beteiligt an der Aktion 1005 waren ferner Walter Dötzer (ebenfalls Hygiene-Institut), der in seiner Habilitation »Entkeimung, Entseuchung und Entwesung« 1943 im Vorwort »SS-Obersturmführer (F) Dipl.-Ing. G e r s t e i n [...] an dieser Stelle für seine Beratung in allen technischen Fragen« seinen Dank ausspricht. Es ist zumindest möglich bis wahrscheinlich, dass ihm während jenes Ostbesuchs, und zwar u.U. gerade aufgrund seiner Einbindung in die Vernichtung der Spuren, schlichtweg erstmals die Gewissheit kam, dass man sich zu verantworten haben wird. Insbesondere Gersteins konkrete Beteiligung an der Spurenvernichtung ist nach wie vor ungeklärt. Der Historiker Andrej Angrick hatte seine eigene Frage »Wer konstruierte und wartete [in Bełżec] die primitive Feuertechnik?«, sogleich beantwortet: »Gerstein und Pfannenstiel kommen dafür nicht infrage, sie waren Wissenschaftler, die, zuständig für das ›große Ganze‹, kaum längere Zeit an einem Ort verweilten.« Dies ist richtig, heißt aber natürlich nicht, dass Gerstein nicht in die theoretische Entwicklung und praktische

Testphase eingebunden war. Angrick hatte über die Arbeitsstelle Gersteins selbst ganz richtig geschrieben: »Die genaue Tätigkeit des SS-Hygiene-Instituts bedarf der weiteren Aufklärung. Unstrittig ist jedoch, dass hier Dötzer mit seinen Vorgesetzten [Genzken und Mrugowski] sowie den Kollegen SS-Obersturmführer Gerstein und SS-Hauptsturmführer Alexander Schuller […], gewissermaßen einen praxisbezogenen ›Thinktank‹ zu der Frage bildete, mit welcher Technik Menschen umzubringen und deren Leichen zu beseitigen waren. Innerhalb des Machtapparats der SS übte das Hygiene-Institut das unangefochtene Monopol auf den Umgang mit diesem Themenkomplex aus«. Ferner ist es möglich, dass er – u.U. an der Konzeption theoretisch beteiligt – vor Ort die praktische Hoffnungslosigkeit des Unterfangens der völligen Spurenvernichtung einsah oder von ihr erfuhr.[11] Um einen noch genaueren Bezug zu erläutern, müsste man klären, wann genau die Rückfahrt erfolgte,[12] denn der schwedische Gesandte bestätigte nur die Begegnung »in den letzten Tagen des August 1942«. Pfannenstiels und Gersteins Angaben unterscheiden sich. Gerstein schrieb: »Am anderen Tage – dem 19. August 1942 – fuhren wir mit dem Auto des Hauptmanns Wirth nach Tréblinca«; ein Besuch den Pfannstiel bestreitet. Vielmehr meinte dieser: »I must confirm that on 19 August 1942 I witnessed an execution of Jews at Bełżec extermination camp.« Es stellt sich schon die Frage, ob man ein Datum um den 20. eines Monats als »letzte Tage« jenes Monats bezeichnen würde. Einigermaßen sicher scheint zu sein, dass von Otter seinen Bericht irgendwann nach (!) dem 22. August erstattete, da am 22. August von Berlin der Bericht von einer anderen Quelle übermittelt wurde. Die tagegenaue Datierung ist deshalb so bedeutsam, weil die Tat Gersteins in einem zeitlich wie inhaltlich engen Zusammenhang zu einer Stellungnahme der Roosevelt-Regierung am 21. August 1942 steht, in der die Bestrafung der Täter als ein Hauptziel des Krieges betont wurde. Der konkrete Wortlaut beinhaltet jene Sätze:

»The Government of the United States has been aware for some time of these crimes. *Our Government is constantly receiving additional information from dependable sources and it welcomes reports from any trustworthy source which would assist in keeping our growing fund of information and evidence up to date and reliable.* The United Nations are going to win this war. When victory has been achieved, it is the purpose of the Government of the United States, as I know it is the purpose of each of the United Nations, *to make appropriate use of the information and evidence in respect to these barbaric crimes of the invaders*, in Europe and in Asia. *It seems only fair that they should have this warning that the time will come when they shall have to stand in courts of law in the very countries which they are now oppressing and answer for their acts.*«[13]

Eben jene Sätze decken sich derart mit Gersteins eigener ostentativ betonter Motivation, dass man sich des Eindrucks kaum erwehren kann, dass Gerstein in ihnen seinen Ausweg gesehen hatte; dass er sie zu seinem Leitfaden erklärte, was nicht einmal ausschließt, dass er (irgendwann) selbst daran glaubte, nun wirklich gegen den Nationalsozialismus zu agieren. Nur hatte Gerstein verkannt, dass in jener Stellungnahme zwar nach Zeugen gesucht, aber keinesfalls eine Straffreiheit versprochen wurde. In diesem Sinne wäre es kein Zufall, wenn Gerstein angeblich ausgerechnet einen Tag zuvor seinen Bericht erstattete; wie es auch kein Zufall wäre, dass der Befehl zum Bełżec-Besuch am »8. Juni 1942« bei Gerstein eingegangen sei, einen Tag bevor in der BBC öffentlich über den Mord an Juden in Polen gesprochen wurde. Nicht Gersteins Kenntnis vom Holocaust hätte in jenem Fall seinen ersten Bericht motiviert, sondern seine Kenntnis von der Kenntnis wäre das Schockhafte, das ihn zum »Widerständler« werden ließ. Das aber heißt nichts anderes, als dass Gerstein den ganzen Entnazifizierungsprozess verstanden hatte, bevor er überhaupt Realität wurde, und eine Möglichkeit seiner eigenen Entlastung sah, die er ergriff.

Eine Beschäftigung mit Gerstein, die als Ernsthafte noch aussteht, zeigt vor allem den engen Zusammenhang von Hygiene und Desinfektion auf der einen sowie Vernichtung und Verwischung der Spuren auf der anderen Seite. Es ist gerade dieses Ineinandergreifen, das die Aufklärung unglaublich erschwert, das jeden, der bestrebt ist, halbwegs redlich gegen den Mythos Gerstein anzugehen, mit bloßen Indizien, mit Ungereimtheiten, die sich ein Stück weit entfalten lassen, dastehen lässt, weil die Verwischung der Spuren in weiten Teilen von Anfang an zum System gehörte. Was über den Widerstand Gersteins zu urteilen ist, hat nun ausgerechnet einer seiner größten Verteidiger, Rolf Hochhuth, im Interview mit dem Neuen Deutschland indirekt, d.h. über den Umweg des NSU, ausgeplaudert: »Vor allem aber erschüttert mich die Tatsache, dass offenbar hochgestellte Beamte der BRD sich mit Schuften zusammengetan haben und *als Entschuldigung vorbringen, sie müssten in diese Szene hineinkommen, um sie zu beobachten*. Das wäre so, als hätte in den 20er Jahren ein Staatsschützer dem hannoverschen Jünglingsmörder Haarmann beim Morden geholfen, mit der Begründung, er wollte Genaueres über dessen Vorgehen erfahren.«[14] Tatsächlich wäre es so, als würde ein SS-Mann, der munter Zyklon B besorgt, der an der Konzeption von Gaskammern beteiligt ist, bei der Spurenvernichtung mitwirkt, etc. als einzige Entschuldigung anführen, er wolle wissen, was die SS eigentlich mache. Das wiederum ist der Held Hochhuths und nach ein paar Jahrzehnten nun auch offizieller Teil des »deutschen Widerstandes«.

Eine ausführlichere Fassung des Beitrags findet sich Online auf http://versorgerin.stwst.at. *Dieser enthält eine längere Analyse des Gerstein-Berichts insbesondere mit Blick auf die darin enthaltenden entlastenden Momente, die seine eigene Biographie und seine Rolle im NS, insbesondere auch seine angeblichen Sabotageakte etc., betreffen.*

---

[1] Informationen zur politischen Bildung (HEFT 330, 2016) S. 34. Parallel ist dies die Beschreibung Gersteins in der »Gedenkstätte des deutschen Widerstandes«

[2] »Vor allem Juden hatten auf diesen Schritt gedrängt«, schrieb die Evangelische Kirche. *https://www.ekd.de/news_2005_07_21_1_gerstein.html*

[3] Was ihm nicht einmal sein Biograph abkaufte. Philipp Gassert: Kurt Georg Kiesinger 1904–1988. Kanzler zwischen den Zeiten. DVA, München 2006, S. 73f.

[4] Die beiden wesentlichen wären: Saul Friedländer, Kurt Gerstein oder die Zwiespältigkeit des Guten 1968; und Pierre Joffroys, Der Spion Gottes. Die Passion des Kurt Gerstein. 1972.

[5] Pierre Joffroy ist nicht einmal Historiker, sondern Schriftsteller und Dramaturg. Zum literarischen Moment bei Friedländer u.a. *http://www.unique-online.de/memorique-den-holocaust-erzahlen/* Wie sehr Friedländer von Hochhuth beeinflusst wurde, zeigt sich schon daran, dass er nicht nur über Gerstein, sondern zuvor über Pius XII. ein Werk verfasste.

[6] *https://www.neues-deutschland.de/artikel/1139570.ein-spion-gottes.html*

[7] Florent Brayard, »An Early Report by Kurt Gerstein«, Bulletin du Centre de recherche français à Jérusalem, 6 | 2000, 157-174. Gersteins eigene Angabe, er habe »dann alles dies Hunderten von Persönlichkeiten berichtet«, ist hingegen als maßlose Übertreibung zu betrachten.

[8] Andrej Angrick: Aktion 1005. S. 187

[9] *https://www.evangelisch-in-westfalen.de/aktuelles/detailansicht/news/ebenso-interessant-wie-umstritten/*

[10] »Der Grund seiner Entsendung nach Bełżec im August 1942 ist nach seiner Mitteilung gegenüber dem Zeugen Eh. der gewesen, dort Maßnahmen gegen die durch die Massenbeisetzungen überhand nehmende Rattenplage zu treffen.« Auch jene Aussage spricht gegen die dauerhafte Aufklärung, die Gerstein geleistet haben will.

[11] Man hatte früh realisiert, dass sich nun die relative Geheimhaltung rächte. Über weite Strecken wusste man selbst nicht mehr, wo sich die Massengräber befanden.

[12] Die in der Literatur gemachten Angaben reichen von Nächten zwischen dem 19. und 22. August.

[13] *https://www.jewishvirtuallibrary.org/president-roosevelt-statement-on-punishment-of-war-crimes-august-1942*

Paulette Gensler lebt und schreibt in Berlin.



Gedächtnisschwund wegen Erinnerungsschub

Eine Satire gegen die Heuchelei 75 Years After und geschichtspolitisches Fantasie-Memory von *Marcel Matthies.*

»Wir Deutsche sind […] auf eine ganz furchtbare Weise ein auserwähltes Volk. Wir wissen nach den Massenmorden, die wir veranstaltet haben, genau, wo mangelnde Zivilcourage hinführt, wo mangelnde Demokratie hinführen kann, nämlich bis in die Gasöfen [sic] von Auschwitz.« (Niklas Frank – Sohn des Schlächters von Polen)

Groteskes, grauenhaftes und grandioses Germany! Mal ehrlich: Wer hätte im Schatten der Mordanschläge von Hoyerswerda, Mölln, Solingen und Lübeck in den 1990er Jahren gedacht, dass die Berliner Republik einmal europäische Friedensmacht und Vorreiter in Sachen Weltoffenheit und Willkommenskultur sein würde? Wer hätte es für möglich gehalten, dass die vor 75 Jahren still gelegte Todesfabrik Auschwitz-Birkenau einmal zum weihevollen Wallfahrts- und Pilgerort würde, deren Besuch – insbesondere für Menschen mit attestiertem Demokratiedefizit – zum Bildungs- und Besserungserlebnis stilisiert würde?
Doch ist die einstige Verwandlung Europas in ein Schlachthaus – wo das organisierte Morden bekanntlich so rasant vor sich ging, dass die Entsorgung der Leichenberge damit oftmals nicht mehr Schritt halten konnte – wirklich Folge eines Mangels an Anerkennung und Zivilcourage sowie an Vielfalt und Weltoffenheit gewesen, wie die von oben verordnete Pädagogisierung des Nationalsozialismus nahe legt? »Wir alle wissen doch, wozu mangelnde Zivilcourage, wozu Gleichgültigkeit führen kann.« (Bundesaußenminister Heiko Maas)

Geschichtsbesessene Vergessenheit

Im Jahr 1990 deutet sich die Konjunktur der Holocaust-Erziehung bereits an, als aus der Untiefe der schnauzbärtigen Schriftstellerseele von Günter Grass folgende orakelhafte Erkenntnis emporstieg: »Wir kommen an Auschwitz nicht vorbei. Wir sollten, sosehr es uns drängt, einen solchen Gewaltakt auch nicht versuchen, weil Auschwitz zu uns gehört, bleibendes Brandmal unserer Geschichte ist und – als Gewinn! – eine Einsicht möglich gemacht hat, die heißen könnte: Jetzt endlich kennen wir uns.«
Warum scheint dieses Ereignis, das als bleibendes Brandmal sogar ein negativ begründetes Wir-Gefühl für autochthone Deutsche stiften soll, also mit zunehmender zeitlicher Distanz näher zu rücken? Es ist, als wäre die Schuld im Einklang mit dem am biologischen Prozess der Wundheilung orientierten Verständnis von Zeit längst gesühnt, ist doch inzwischen das Bedürfnis nach Entsühnung dem Gefühl der Läuterung gewichen. Erst das öffentlichkeitswirksame Bekenntnis zum Alleinstellungsmerkmal Auschwitz ermöglicht eine metaphysische Absolution. Zudem lassen sich Gefühle der Scham, Schuld und Schande im vereinten Kampf gegen die drohende Wiederkehr des Faschismus und Rassismus symbolhaft exorzieren. Die Wirklichkeit des 21. Jahrhunderts jedoch mit den antiquierten Begriffsschablonen aus der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts durchdringen zu wollen, macht die Denkfaulheit großer Teile des neo- und linksliberalen Establishments augenscheinlich, das vom neuen Geist des Kapitalismus[1] beherrscht ist.

Infolge von Pädagogisierung und Politisierung der NS-Vergangenheit verschwimmen die Konturen des originären Nationalsozialismus, obwohl und weil Auschwitz heute als Staatskult von zentraler Bedeutung für die Selbstfindungsgeschichte der Deutschen ist, deren Katharsis und Aussöhnung mit sich selbst ähnlich einzigartig wie der zuvor an den Juden verübte Massenmord ist. Der inflationäre Gebrauch einer zu leeren Formeln erstarrten Erinnerung an die millionenfache Ausrottung von Menschen führt vor, dass auch und gerade das Vergessen im kollektiven Erinnern angelegt ist, da dessen Institutionalisierung zum einen keine Ausdrucksform für das Verstummen und das Unsagbare finden kann und zum anderen die fixierte Vergangenheit stark filtert und verzerrt, dies aber nicht zu reflektieren vermag. Da die Geschichtspolitik in Sagrotan getränkt ist, lässt sich ein kaum wahrnehmbarer Schlussstrich unter die ehemals durch Auschwitz kontaminierte Vergangenheit ziehen. Denn Erinnerung stellt in Deutschland bekanntlich die höchste Form des Vergessens dar.

Je weniger ehemalige SS-Mitglieder aufgrund ihrer Mitwirkung am Massenmord zur Rechenschaft für ihre ohnehin kaum ermessbare Schuld gezogen werden können, desto vergnüglicher ist der Spaziergang durch die in Beton gegossenen Stelen der Selbstbeweihräucherung auf dem monumental angelegten Gelände des zur Unkenntlichkeit entstellten Holocaust-Triumph-Mahnmals in Berlin. Je stärker die Erinnerung an die NS-Vergangenheit innenpolitisch auf Legitimation von Migration und Kulturrelativismus in der Gegenwart ausgerichtet ist, desto deutlicher zeichnet sich die Wohlstandsverwahrlosung progressiven Denkens ab, dessen niedriges Niveau nicht mehr von der zum engagierten Entertainment herabgesunkenen Bewusstseinsproduktion des bildungs- und medienpolitisch institutionalisierten Antirassismus zu unterscheiden ist. Und je deutlicher der Judenstaat vom außenpolitischen Appeasement der Berliner Republik abweicht, desto verantwortungsbewusster können sich offizielle Repräsentanten der BRD gegenüber den Israelis gerieren, deren Staat man hierzulande trotz allem großherzig ein Existenzrecht einräumt – auch um das historisch illegitime Bestehen einer deutschen Nation nach 1945 vergessen zu machen.

Geschichtspolitisches Fantasie-Memory

Wer hat es in den Jahren des rasanten Aufstiegs der AfD zur 10-Prozent-Partei nicht mit panischer Angst zu tun bekommen und darüber nachgedacht, das Land zu verlassen, sobald sich die Machtübernahme vom 30. Januar 1933 wiederholt? Wer hat sich nicht dabei erwischt, am geschichtspolitischen Memory-Gedächtnisspiel teilzunehmen, dessen Spielregeln darin bestehen, die Rätselfragen der Gegenwart in die hyperreale Deutungsschablone der Jahre von 1933 bis 1945 zu pressen? Das von Bildungsanstalten und der veröffentlichten Meinung angeleitete Spielszenario, das durch permanentes Warnen und Mahnen sowie Parallelisieren und Gleichsetzen den Unterschied zwischen Vergangenheit und Gegenwart einebnet, entfaltet eine wirkmächtige Realitätsattrappe, um die passenden Paare auf den geschichtsdidaktisch anschaulich aufbereiteten Spielkarten zu finden: Darauf ist die NSDAP in verwandelter Gestalt der AfD wie ein Zombie zum Leben erwacht, Höcke erscheint als Goebbels' Wiedergänger, Sarrazin als Rosenbergs Reinkarnation, Diskriminierung steht in der Tradition der Rassenkunde, Moslems gelten als neue Juden und Flüchtlingslager als Pendant zum KZ[2]. Heilserwartungen sind hingegen mit Dekolonisierung, Diversität und Desintegration verknüpft.
Jedoch lässt sich die Krise des Dynamisierungsliberalismus[3] nicht mit instrumentellem Gedenkkitsch und Gesinnungsklamauk ungeschehen machen, da sich deren Folgen im gesamten politischen Gemeinwesen niederschlagen. Identitätspolitische Scheindebatten[4] legen den Fokus auf Gruppen und deren Diskriminierungserfahrungen und verdecken damit de facto Fragen zunehmender sozialer Ungleichheit[5]. Zugleich leugnet man seit Jahren den von Djihadisten und linientreuen Vertretern des Alltagsislam[6] erklärten Krieg zur Etablierung einer Gegen-Macht – wie in Madrid, London, Frankfurt, Paris, Kopenhagen, Straßburg, Brüssel, Nizza, Berlin, Manchester oder Barcelona äußerst gewaltvoll praktiziert – und arbeitet sich dagegen obsessiv an hochbetagten Menschen im Rollstuhl oder am Rollator ab, die ein Gebäck Mohrenkopf statt Schaumkuss nennen.
Indessen hat es die hochgejazzte Identitäre Bewegung vor ihrem kläglichen Zerfall trotz breiter medialer Aufmerksamkeit und europaweiter Mobilisierung im Jahr 2019 gerade mal auf 250 Demo-Teilnehmer geschafft, wohingegen an der Christopher-Street-Day-Party in Berlin im gleichen Jahr ungefähr eine Million Menschen teilgenommen haben. Die nationalrevolutionäre Zeitschrift *Sezession* stagniert bei 4.000 Abos, während das Lifestyle-Magazin für Gangsterrapper *Backspin* zirka 200.000 Abos aufweist. Der Organisationsgrad der Szene freier Kameradschaften ist nicht annähernd vergleichbar mit dem in den 1990er Jahren, als die Angst vor einem Vierten Reich zumindest teilweise eine reale Entsprechung auf den Straßen hatte. Anders als damals ist man heute aufgrund des demographischen Wandels mehr denn je auf Einwanderung und Arbeitskräfte aus dem Ausland angewiesen.
Derartig widersprüchliche Erfahrungen und Fakten müssen den Erfordernissen des Spielprinzips weichen, zumal das Ziel des Spiels darauf ausgerichtet ist, sich im heroischen Kampf gegen rechtspopulistische Nazis selbst zu vergewissern, definitiv auf der Seite der Guten zu stehen. Es geht auch darum, Zeichen weißer Dominanzkultur zu dekonstruieren und den im Feindbild vom alten, weißen Mann fortwirkenden Hass auf den Bourgeois zu reaktivieren, um Sinnlücken im Realitätserleben zu schließen. Wer sich den Spielgenuss nicht durch Fehler in der Spielmatrix vermiesen lassen will, hat bestimmte Realitätspartikel aus dem Bewusstsein zu filtern. Auch deshalb ist die Rolle des Spielverderbers in das Spielgeschehen integriert. Dessen Hinweise – Faschismus sei auf Jugend, Führerkult, Fanatismus, Ehrgefühl, Ethnogenese sowie einem Bündnis von Mob und Elite angewiesen – lassen sich getrost in das Spielprinzip integrieren, indem sie zur Feindpropaganda erklärt werden.

---

[1] *https://www.halem-verlag.de/der-neue-geist-des-kapitalismus/*
[2] *https://jungle.world/artikel/2019/31/shoah-und-schablone?page=all*
[3] *https://www.zeit.de/2019/47/liberalismus-regulierungen-dynamisierung-demokratie-nationaloekonomie/komplettansicht*
[4] *https://www.novo-argumente.com/artikel/gegen_die_kulturelle_wende*
[5] *https://www.philomag.de/artikel/nancy-fraser-wir-brauchen-eine-politik-der-spaltung*
[6] https://taz.de/Islamistischer-Terror/!5722314/

Marcel Matthies ist als Komparatist an der Universität in Halle tätig, wo er kurz vor der Niederkunft eines mit Promo-Viren infizierten Projekts steht. Thema ist die literarische Gestaltung von jüdischer Identität im Schatten der Shoah und im Widerschein Israels in ausgewählten Werken von Maxim Biller und Doron Rabinovici. Er schreibt Buchbesprechungen, lektoriert Texte und sieht davon ab, eine Schreibwerkstatt zu besuchen.

No way out?

Johannes Hauer über die Bewegung der »Gelbwesten« und andere Ausbruchsversuche aus dem kapitalistischen Politikvollzug.

1. Postdemokratie

Wir leben in einem Zustand, der oftmals mit dem unglücklichen Begriff der »Postdemokratie« (Colin Crouch) gefasst wird. Falsch an dieser Kennzeichnung ist nicht der konstatierte Mangel an Demokratie, sondern der nostalgische Unterton. Wie so häufig in der Kritik des Neoliberalismus müssen die dreißig glorreichen Jahre nach 1945 als positive Kontrastfolie zum gegenwärtigen Elend herhalten: Lebendige, programmatisch starke Massenparteien und hohe Wahlbeteiligung sind hier die Entsprechungen auf politischen Terrain für Vollbeschäftigung, wachsenden Massenwohlstand und soziale Sicherheit.

In der Postdemokratie der Gegenwart existieren zwar Institutionen wie Parlament und allgemeines Wahlrecht fort. Sie werden jedoch zunehmend als leere Hüllen erfahren, von denen keine Gestaltungsmacht mehr ausgeht. Der Wille der Wähler verliert sich irgendwo in den Vermittlungen des parlamentarischen Systems. Regierungen repräsentieren nicht, sondern schaffen Ordnung und stehen den Bürgern als fremde Macht gegenüber. Die Abgabe der Stimmen bei der Wahl bedeutet nur noch ihren Verlust, kaum mehr ihre kraftvolle Bündelung.

Die Unterschiede zwischen den Parteien haben sich abgeschliffen und die Entscheidung über den sozialen Gehalt der Reformen ist immer schon gefallen. So drohte Angela Merkel 2011, man werde in Europa »Wege finden, die parlamentarische Mitbestimmung so zu gestalten, dass sie trotzdem auch marktkonform ist, also dass sich auf den Märkten die entsprechenden Signale ergeben.« Wenn sie an der Macht sind, betreiben alle Parteien dieselbe kapitalfreundliche Politik: Deregulierung des Arbeitsmarktes, Steuergeschenke ans Kapital und Gutverdiener, Privatisierung der öffentlichen Daseinsfürsorge, Aufrüstung der Polizei, Schikanen gegen die Armen, Abschiebung der Fremden. In Deutschland hat die rotgrüne Regierung vor 20 Jahren umgesetzt, wovon Emmanuel Macron heute in Frankreich träumt.

Die materielle Basis dessen liegt in der ungelösten strukturellen Krise des Kapitalismus seit den 1970er Jahren. Solange der nationalökonomische Kuchen wächst, kann auch für die Lohnabhängigen etwas mehr abfallen. Soziologen sprechen von einem Fahrstuhleffekt, durch den der Wohlstand klassenübergreifend wächst. Doch sinkende Profit- und Wachstumsraten verwandeln die Ökonomie seit den 1970er Jahren zunehmend in ein Nullsummenspiel. Wachstumsraten fallen seitdem sukzessive. Der Konjunkturzyklus nach dem Kriseneinbruch von 2008 brachte den schwächsten Wiederaufschwung seit der *Great Depression* von 1929. Allen bürgerlichen Parteien stellt sich nun die gleiche Aufgabe: die Krise der Profitabilität auf Kosten der Lohnabhängigen zu lösen. »There is no alternative« – Margret Thatcher legte mit diesem Satz kein Zeugnis ihrer persönlichen Verwerflichkeit ab, sondern verlieh dem Geist ihrer Epoche Ausdruck. Eine Politik ohne Alternativen schafft einen repressiven Konsens. Wenn die Bahnen der Willensbildung a priori vorgezeichnet sind, verliert die politische Auseinandersetzung ihre Substanz. Ohnmacht, Misstrauen und Verdrossenheit breiten sich aus.

2. »Populismus«

Der sogenannte Populismus verspricht eine Alternative zur herrschenden Alternativlosigkeit, worauf eine *Alternative für Deutschland* schon im Namen anspielt. Im Namen der Demokratie kanalisieren seine *spin doctors* den spontan entstehenden Verdruss auf ihre Mühlen. Outsider-Figuren wie Donald Trump wettern gegen die Kaste der Berufspolitiker und versprechen den Bruch mit dem Betrieb. Investoren und PR-Experten entwerfen Pseudo-Bewegungen wie die italienischen *Cinque Stelle* am Reißbrett.

Der zeitgenössische Faux-Populismus ist »Protest gegen postdemokratische Entwicklungen, aber zugleich auch deren Ausdruck.«[1] Denn das Volk des Populismus bleibt passiv und vereinzelt. Es soll starken Männern wie Matteo Salvini oder Viktor Orbán lediglich akklamieren. Die populistischen Führer bilden eine Gegen-Elite, die beansprucht, den homogen vorgestellten Volkswillen unmittelbar zu verkörpern. Populäre Partizipation und Initiative sind nicht erwünscht. Wie der ungarische Philosoph G.M. Tamás berichtet, mietet Orbáns Partei *Fidesz* ihre Wahlkampfhelfer, weil es an Freiwilligen fehlt.

Auch die internationale Linke versuchte im vergangenen Jahrzehnt in der populistischen Logik zu agieren. Nach der Krise von 2008ff. nahmen Proteste gegen Austeritätspolitik vielerorts die Gestalt von horizontalen Massenbewegungen an. Die Platzbesetzungen von Occupy & Co stellten einen Versuch dar, eine direkte Demokratie von unten zu etablieren, doch diese Ansätze verloren sich in endlosen Diskussionen, ohne etwas zu erreichen. Ein Institutionalisierungsprozess setzte ein. Neue Parteien wie Podemos oder Syriza versprachen, die Anliegen der Plätze in die Parlamente zu tragen.

3. Die Gelbwesten

Während die Linkspopulisten in der angelsächsischen Welt ihre Kampagnen vorbereiteten, schuf die französische Gelbwesten-Bewegung im Herbst 2018 den Prototyp für einen neuen Kampfzyklus außerhalb der Bahnen institutionalisierter Politik. Die Gelbwesten begannen als eine



Gelbwesten-Proteste in Tours 2019

Ein-Punkt-Bewegung zur Verhinderung einer Steuererhöhung auf Diesel und Benzin und vernetzten sich zunächst online. Nach ihrem ersten Protesttag am 17. November 2018 haben sie diese thematischen und räumlichen Grenzen rasch hinter sich gelassen.

Der Ausgangspunkt ist die Wahrnehmung einer doppelten, ökonomischen und politischen Krise. Es geht einerseits gegen »das teure Leben«, in dem es für viele immer schwerer wird, »das Ende des Monats« zu erreichen. Andererseits gegen den »Präsident der Reichen«, der einem politischen System vorsteht, das die Anliegen normaler Leute nicht mehr repräsentiert. Während diese populistische Grundkonstellation allzu vertraut ist, liegen die überraschenden Momente der Bewegung in ihrer sozialen und geographischen Zusammensetzung und ihren Kampfformen. In den Monaten ihres Bestehens hat sie sich zu einem Experimentierfeld des Klassenkampfs entwickelt, in dem ein starkes »Verlangen nach Demokratie« (Samuel Hayat), zum Ausdruck kam.

Dem Zuschauer von außen bleiben vor allem die spektakulären Bilder von den verwüsteten Champs-Élysées im Dezember 2018 in Erinnerung. Die wilden Demonstrationen der Gelbwesten hielten sich nicht an das kodifizierte Prozedere politischen Protests, mit den entsprechenden Anmeldungen, festgelegten Routen, Ordnern, Transparenten etc. Sie verwandelten sich immer wieder in riots, gewaltsame Feste der Zerstörung im Herzen der Macht. Ebenso wenig wie die polizeiliche, gelang die symbolische Einhegung durch Parteien oder Gewerkschaften.

Mindestens so wichtig wie diese militanten Gesten der Unversöhnlichkeit waren jedoch die unscheinbaren Prozesse an den Kreisverkehren im ganzen Land. Man traf sich dort nicht nur zum Blockieren, sondern auch zum kollektiven Debattieren. Anders als zu Beginn des Jahrzehnts etablierten sich diese Foren direkter Demokratie nicht nur auf den viel fotografierten Plätzen gentrifizierter Metropolen, sondern vor allem in der Peripherie und auf dem platten Land.

Der Übergang von den Facebook-Gruppen in die physischen Versammlungen der Kreisverkehre ermöglichte eine Überwindung der Atomisierung und einen wirklichen Dialog über alle Belange. Diese Erfahrung offenbarte die gesellschaftliche Dimension des eigenen Daseins. »Auf wundersame Weise hat sich die Ödnis in eine Agora verwandelt«[2], schreibt Guillaume Paoli in seinem Buch über die Bewegung. Mit ihren ungehörigen Umwidmungen des Raums ordneten die Gelbwesten das gesellschaftliche Erfahrungsfeld neu und geraten dabei natürlich in Konflikt mit der Polizei.

Jedoch drohte den über das Land verstreuten physischen Versammlungen die Isolierung untereinander. Um den Forderungen der Kreisverkehre auch auf nationaler Ebene Gehör zu verschaffen, propagierten Viele das Mittel des Volksentscheids (RIC). Doch dieses Instrument reduziert die Debatte wieder auf vorgegebene binäre Optionen und führt die Subjekte in ihre abstrakte Existenz als vereinzelte Einzelne zurück, die vor dem Rechner oder in der Wahlkabine zwischen pauschalen Angeboten wählen.

Relativ vielversprechend ist dagegen eine zweite Tendenz, die auf eine Vernetzung und Verstetigung lokaler Versammlungen zu einer landesweiten »Versammlung der Versammlungen« setzt. Diese Tendenz greift radikale demokratische Erfahrungen vergangener Kampfzyklen auf, etwa das Prinzip der Räte. Hier werden also neue demokratische, autonome Institutionen aufgebaut, wobei die Delegierten der Kontrolle der Basisversammlungen unterliegen.

In ihrer Suche nach neuen politischen Formen haben sich die Gelbwesten von Anfang an gegen jede Vereinnahmung durch die Profis des Populismus zur Wehr gesetzt. Sie misstrauen nicht nur den Parteien, sondern dem Prinzip der Repräsentation selbst. Einzelne Wortführer der Bewegung, die mit der Regierung verhandeln wollten, erhielten Morddrohungen.

4. Globale Jaunifizierung?

Die Bewegung der Gelbwesten kam in der zweiten Jahreshälfte 2019 weitgehend zum Erliegen. Sie stellte jedoch in mancher Hinsicht das Präludium zum größten globalen Protestzyklus seit den 1960er Jahren dar. Die 2019 vor allem in Lateinamerika und der Karibik, Nordafrika und dem Nahen Osten entstandenen Bewegungen weisen einige markante Ähnlichkeiten mit den Gelbwesten auf. Sie richten sich gegen Austeritätspolitik und/oder die Herrschaft einer oligarchischen Kaste, kämpfen für eine wirkliche Demokratie und/oder bezahlbare Lebensmittel. Traditionelle linke Parteien und Gewerkschaften spielen eine untergeordnete Rolle. Dagegen sehen wir militante Demos, *riots* und Plünderungen, aber auch Experimente mit direktdemokratischen Versammlungen, etwa bei den Platzbesetzungen im Irak oder in Chile, wo eine verfassungsgebende Versammlung von unten aufgebaut wird. Symbole, Slogans und Taktiken zirkulieren zwischen den Schauplätzen. Sie entzünden sich an scheinbaren Kleinigkeiten, wie einer Erhöhung der Fahrpreise in der Metro (Chile), oder einer Steuer auf Messenger-Dienste (Libanon) und radikalisieren sich rasant und rufen nach dem Sturz der Oligarchie. Die für illegitim befundenen Regierungen reagieren mit offener Gewalt, da es an »weichen« Mitteln zur Aufrechterhaltung der Ordnung in der Regel fehlt.

Die alte Ordnung befindet sich vielerorts in Auflösung, doch eine neue zeichnet sich nicht ab. Denn die überall naturwüchsig von den Verhältnissen hervorgetriebenen Bewegungen zeigen eine hohe Konfrontationsbereitschaft, doch es mangelt ihnen bislang an Stetigkeit und Koordination. Eine weitere Beschränkung liegt auch in ihrer Trennung von der Produktionssphäre. Die Beteiligten sind zum großen Teil Lohnabhängige, die jedoch als solche keine kollektive Macht am Ort ihrer Ausbeutung aufbauen konnten. Nicht zuletzt bleiben die Bewegungen – trotz aller taktischer Innovationen und gewaltiger Zusammenstöße – »symbolisch eingefroren«, wie einige Beobachter es zuletzt anhand der amerikanischen *George Floyd Rebellion* formulierten: man weiß recht gut, wogegen man ist, aber es fehlt an positiven Bestimmungen des Besseren, das an Stelle der alten Welt treten soll.

Eine ausführlichere Fassung des Textes mit weiteren Literaturhinweisen findet sich online auf http://versorgerin.stwst.at

---

[1] Tino Hein, Der politische Rechts(d)ruck, die prozessierten Widersprüche des Neoliberalismus und die Strukturkrisen kapitalistischer Vergesellschaftung. In: Isolde Aigner, Jobst Paul, Regina Wamper (Hrsg.): Autoritäre Zuspitzung. Rechtsruck in Europa. Münster 2017, S. 46.

[2] Guillaume Paoli: Soziale Gelbsucht. Berlin 2019, S. 30.

Johannes Hauer lebt in Leipzig, wo er 2019 als Teil des AK Gilets Jaunes *eine Broschüre zu den Gelbwesten veröffentlicht hat. Derzeit arbeitet er an dem Blogprojekt* Coronasoli.org *mit.*

Zum Totlachen

Die Möglichkeit, sich ohne Konsequenzen für Leib und Leben über Religionen lustig machen zu können, musste in Europa über Jahrhunderte erkämpft werden. In Ländern mit islamischer Herrschaft besteht dieses Recht nicht. Auch außerhalb dieser Länder geraten Menschen in Gefahr, wenn Islamist/innen den Islam bedroht oder verhöhnt sehen. *Johannes Creutzer* gibt einen kleinen Überblick.

Wie beginnt jeder islamische Witz? Mit einem Blick über die Schulter. Denn nichts bringt das Blut von Islamisten in größere Wallungen als Mohammed-Karikaturen: Die satirische Darstellung ihres Propheten ist das sicherste Mittel, »muslimische Proteste« in Europa und der ganzen islamischen Welt hervorzurufen. Da allerdings weder Karikaturen noch Bücher Riots anzetteln, sondern autokratische Staaten, dauert das manchmal einige Monate, denn die zu verbrennenden Flaggen müssen erst produziert und die Empörung staatlich organisiert werden. Dabei ist es egal, ob eine Zeitung die Karikaturen veröffentlicht oder ein Lehrer sie als Anschauungsmaterial für seinen Unterricht zum Thema Meinungsfreiheit verwendet: Islamisten kennen nur ein Urteil für den Verstoß gegen ihr eigenes Bilderverbot. Es ist das gleiche, das die Herz-Königin aus Lewis Carrolls *Alice im Wunderland* bei jeder sich bietenden Gelegenheit fällt: »Off with their heads!« Und wie die Herz-Königin für die Monarchie könnte der islamistische Furor als groteske Überzeichnung und vollendete Satire des in Europa überwunden geglaubten religiösen Fundamentalismus gelten, wäre er nicht real tödlicher Ernst für immer mehr Opfer.

Die Enthauptung des Geschichtslehrers Samuel Paty durch einen 18-jährigen Islamisten, der sich selbst »Abdullah, Diener Allahs« nannte, in der französischen Kleinstadt Conflans-Sainte-Honorine am 16. Oktober war weder der erste noch der letzte Anschlag diesen Jahres, erregte aber besondere Aufmerksamkeit. Denn der »umsichtige« und »besonnene Pädagoge«, »dem Provokationen fernlagen« (»FAZ«), war eben kein Schmierfink, der wahlweise »frivole« (»Tagesspiegel«) oder »grenzwertige« (»taz«) Karikaturen produzierte, sondern nahm selbige nur zum Anlass für ein aufklärerisches Unterrichtsgespräch. Die Karikaturen, die Paty seinen Schülern gezeigt hatte, veröffentlichte bereits 2005 die dänische Tageszeitung »Jyllands-Posten«. Verschiedene Medien druckten sie nach, mehrfach auch die französische Satire-Zeitschrift »Charlie Hebdo« – zuletzt Anfang September dieses Jahres zum Beginn des Prozesses gegen die Helfer der zwei Islamisten, die im Januar 2015 in die Redaktionsräume von »Charlie Hebdo« eindrangen und insgesamt zwölf Menschen ermordeten. Das nahm am 25. September ein weiterer Islamist zum Anlass, mit seinem Fleischermesser vor das ehemalige Redaktionsgebäude zu ziehen und zwei Mitarbeiter einer Filmproduktionsfirma während ihrer Zigarettenpause schwer zu verletzten. Die »Charlie Hebdo«-Redaktion hält ihren neuen Sitz seit 2015 geheim, doch es geht den Islamisten gar nicht darum, nur die Missachter ihres Bilderverbots zu bestrafen, sondern allgemein ihr Beleidigtsein an Schwulen in Dresden, Kirchenbesuchern in Nizza und Passanten in Wien abzureagieren und eine Warnung für jeden auszusprechen, der gedenkt, ein Propheten-Witzchen zu veröffentlichen.



An dieser Stelle könnte Ihre Mohammed-Karikatur stehen.

Während der französische Präsident, Emmanuel Macron, nach den neusten Anschlägen Maßnahmen gegen den »radikalen Islam« sowie »Aufklärungsfeindlichkeit, Fanatismus, gewalttätigen Extremismus« ankündigte, setzten die Vertreter des politischen Islams ihr Lieblingsthema, »Islamophobie«, dagegen. Der türkische Präsident, Recep Tayyip Erdogan, rief alle Muslime auf, der »islamophoben« Kampagne Frankreichs mit dem Boykott französischer Produkte zu begegnen, während terroristische Morde von Islamisten nicht thematisiert und – zumindest in Deutschland und Österreich – Anti-Islamophobie-Demos angemeldet wurden. Am 29. Oktober – tagsüber hatte in Nizza ein Islamist »Allahu akbar« rufend drei Menschen in einer Kirche ermordet – gingen in Berlin abends 150 muslimische Jungmänner mit demselben Slogan gegen Mohammed-Karikaturen und die vermeintlich islamfeindliche Politik Frankreichs auf die Straße.

Unterstützung erhielten die Feinde der Aufklärung von ihrerseits unerwarteter, aber nicht überraschender Seite. Jean-Louis Giordan, der Pfarrer des Anschlagziels in Nizza, sagte den »Vatican-News«: »Ich habe die Nase voll von diesen (Mohammed-)Karikaturen – sie haben zu einem Krieg geführt! Wir haben mit der Sache überhaupt nichts zu tun, aber man greift die Kirchen, man greift uns an. Das hat uns die sogenannte Laizität eingebrockt, die sogenannte Freiheit.« Ein schönes Beispiel für Täter-Opfer-Umkehr, denn Karikaturen haben bis heute höchstens Papierschnittwunden oder Lachkrämpfe verursacht, aber keine Menschen umgebracht. Wenn es um die Ablehnung von Humor und Satire geht, sind sich die beiden größten monotheistischen Religionen grundsätzlich einig, allerdings hat die christliche Mehrheitsreligion in Europa mittlerweile andere Wege als die Gewalt gefunden. Als 1979 »Monty Python's Life Of Brian« erschien, führte der Film nicht nur in Großbritannien zu Protesten von Kirchenvertretern und christlichen Vereinigungen wegen angeblicher Blasphemie: In Irland für acht Jahre verboten, darf der Film bis heute in Deutschland an sogenannten stillen Feiertagen, wie Karfreitag, nicht öffentlich oder im analogen Fernsehen gezeigt werden. Einige Jahrzehnte später wusste die organisierte Christenheit allerdings schon, dass Klagen gegen Beleidigungen regelmäßig zu PR-Desastern für die Kläger führen, sodass der Vatikan die Klage gegen das Titanic-Cover mit dem eingepissten Papst zurückzog. Statt vor nationale Gerichte zu ziehen, zaubern Vertreter des politischen Islams lieber Todesurteile mit globaler Geltung aus der Tasche. So verurteilte Ajatollah Khomeini, der Revolutionsführer und damaliges Staatsoberhaupt der Islamischen Republik Iran, den Schriftsteller Salman Rushdie 1989 für seine Satire *Die satanischen Verse* mittels einer Fatwa zum Tode, weil Rushdie »den heiligen Glauben der Muslime« beleidigt habe. Er wies alle Muslime an, sich um die Vollstreckung des Urteils zu bemühen, und setzte zur Motivationssteigerung ein Kopfgeld aus, das in den letzten 30 Jahren mehrfach erhöht wurde – zuletzt 2016, zum 25. Jahrestag der Fatwa, auf mittlerweile knapp vier Millionen US-Dollar. Trotzdem die Fatwa auch für die verantwortlichen Verleger und Redakteure gilt, veröffentlicht Rushdie weiterhin in hohen Auflagen. Die Namen der Übersetzer jedoch werden nicht mehr genannt, nachdem bei verschiedenen Anschlägen der japanische Übersetzer ermordet, der italienische und norwegische schwer verletzt wurden.

Während im Grundsatz Humor und Satire gute Mittel sind, um Extremisten ihrer inhärenten Lächerlichkeit preiszugeben und zu entmystifizieren, ist es problematisch, wenn die – im weitesten Sinne – Mehrheitsgesellschaft sie gegen eine migrantische, religiöse Minderheit einsetzt, die daraufhin enger zusammenrückt und sich noch stärker abschottet. Schlimmer wird es nur noch, wenn der Staat selbst sich bemüht, witzig zu sein, wie der nordrhein-westfälische Verfassungsschutz mit seinem »Youtube«-Kanal »Jihadi-Fool«. Dort verwenden die Schlapphüte das Mittel der Satire, um die Islamisten zu schwächen, aber wer sich auch nur ein Video der Reihe »Bombenstimmung mit Baksha« anschaut, wird das Gefühl nicht mehr los, dass dieser Kanal mehr schadet, als nutzt: Baksha nutzt Bezüge zum Revolverheld John Wayne, macht Waffenwitze über eine Gulaschkanone und verfehlt folgerichtig seine Zielgruppe.

Humor und Satire über Islamismus in der arabischen Welt verhandeln hingegen die beiden Wissenschaftler Gilbert Ramsay und Moutaz Alkheder in ihrer interdisziplinären Studie *Joking About Jihad*. Ihre zwei Leitfragen sind dabei zum einen, welche Art von Humor am effektivsten gegen Islamisten wirkt, und andererseits, wie Islamismus in der arabischen Welt humoristisch behandelt wird – auch von Islamisten selbst. Während Ramsay und Alkheder die These untermauern, dass Humor Terroristen entzaubern kann, benennen sie auch die Gefahr, dass insbesondere scharfe Satire bei Strenggläubigen zu einem Gefühl der Herabsetzung und in der Folge zu Radikalisierung führen kann. Die dargestellte Pop-Kultur der arabischen Welt spiegelt diese Ambivalenz: Der ägyptische Film »The Terrorist« von 1994, den Ramsay und Alkheder als erste Komödie über Islamismus aus der arabischen Welt betrachten, ist nur stellenweise lustig und über weite Strecken eher ernst, obwohl sowohl Hauptdarsteller Adel Imam als auch Drehbuchautor Lenin el-Ramly für ihre Komödien bekannt sind. Die Sorge um die konservativen Wertvorstellungen der Mehrheitsgesellschaft führt dazu, dass humoristische Kritik in mehrheitlich muslimischen Ländern häufig zahnlos ist. Der arabische Frühling hat diese Situation noch verschärft – Ziel darf höchstens der Islamismus, niemals der Islam sein, und den Unterschied kennen nur Nahostexperten und die staatlichen Henker. Ein Kapitel widmen Ramsay und Alkheder dem Humor in islamistischer Propaganda, der die Opfer herabwürdigen und die Rekrutierung neuer Kämpfer unterstützen soll. So machte Osama Bin Laden in einer seiner Videobotschaften eine Anspielung auf die bekannte Tatsache, dass George W. Bush am 11. September 2001, nachdem er über den ersten Anschlag informiert wurde, weiterhin einer Schulklasse aus dem Kinderbuch *The Pet Goat* vorlas: »It seemed to him that occupying himself by talking to the little girl about the goat and its butting was more important than occupying himself with the planes and their butting of the skyscrapers.« Dank neuer Medien und halbwegs anonymen Internets finden regimekritische Memes und Witze – insbesondere über ISIS – dennoch Verbreitung. Deshalb ist dem Fazit von Ramsay und Alkheder durchaus eine verhaltene Hoffnung zu entnehmen: »On its own, comedy will, of course, not defeat religious extremism. But contemporary Arab comedy has played a role in … transgressing the boundaries of consensus while somehow also enabling conversations where they once seemed impossible.«

Zumindest in Europa müssen sich religiöse Gemeinschaften jeglicher Art einen angemessenen Umgang mit ihnen gefallen lassen, wobei der Witz noch die schwächste Waffe ist. Über die Witzigkeit der jeweiligen Karikaturen, Memes oder Gedichte lässt sich sicher streiten, nicht aber darüber, ob Religiöse die Verhohnepiepelung ihres Glaubens ertragen müssen. Oder ob religiöse Gesetze, wie das Bilderverbot im Islam, auch für Un- und Andersgläubige gelten dürfen. Appeasement gegenüber autoritären Charakteren führt nicht zu ihrer Mäßigung, sondern bewirkt stets das Gegenteil, ihre Radikalisierung. In den westlichen Ländern sterben dafür Lehrer, Passanten und Karikaturisten, in islamischen Staaten reicht der Unglaube an sich für ein Todesurteil. Die Debatte ließe sich leicht durch den Hinweis auf universelle Menschenrechte abkürzen, denn das Menschenrecht auf Beleidigtsein gibt es nicht, und zum Recht auf Religionsfreiheit gehört auch das Recht auf die Freiheit von der Religion. Und genau gegen letzteres wenden sich die legalistischen Islamisten mit freundlicher Unterstützung der linken Identitätspolitik, die ebenfalls komplett humorbefreit ist – außer wenn es um alte weiße Männer geht.

Literatur

Gilbert Ramsay/Moutaz Alkheder: *Joking About Jihad. Comedy and Terror in the Arab World*. Hurst & Company, London 2020.

Johannes Creutzer lebt in Hamburg und schreibt als freier Autor unter anderem für Konkret *und* Jungle World.

In der Timeline des Grauens

Svenna Triebler über den Online-Alltag in Krisenzeiten, Doomscrolling und Social-Media Aktivismus.

Manche Wortschöpfungen treten in die Welt, als habe diese nur auf sie gewartet. Viele davon wären für Zeit-Kurzreisende aus der näheren Vergangenheit vermutlich verwirrend, während sie für Gegenwartsbewohner selbsterklärend sind – wer hätte beispielsweise vor fünf Jahren wohl etwas mit Begriffen wie »Trumpismus«, »Alltagsmaske« oder »Superspreader-Event« anfangen können?
In diese Reihe gehört auch das schöne Wort »Doomscrolling« – für alle, die gerade aus der Zeitmaschine gestiegen oder absolut nicht mit den sozialen Medien vertraut sind: »Doom« bedeutet so viel wie »Unheil, Verhängnis, Verderben«, und das Kompositum mit dem mittlerweile auch eingedeutschten Scrollen beim Lesen von Webseiten bezeichnet das Phänomen, sich nicht von dem Strom an dystopischen Nachrichten losreißen zu können, die unablässig auf Twitter oder Facebook auf einen einprasseln.
Eine typischer[1] Tag auf Twitter ohne besonders schlagzeilenträchtige Vorfälle sah in diesem Jahr ungefähr so aus:
Klimakatastrophe – Trump – neueste Corona-Zahlen – Flüchtlingsboot gesunken – oh, ein süßes Katzenvideo – Elendslager auf griechischen Inseln – rechter Einzelfall Nr. 342 bei der Polizei – noch mehr Klimakatastrophe – Empörung über irgendeinen AfDler – alberner Kalauer – Nazigewalt – Politik vergeigt Corona-Bekämpfung – innerlinke Besserwisserei – Radfahrer totgefahren – schon wieder Trump …
Nun gut, immerhin Letzteres könnte bald der Vergangenheit angehören[2], aber selbst die Erleichterung und (Schaden-)Freude über die Niederlage des orangen Horrorclowns wurden getrübt durch die Berichte über freidrehende Coronazis – auch eine dieser selbsterklärenden Wortschöpfungen –, die zeitgleich unbehelligt von der Polizei durch Leipzig wüteten. Kurzum, wer sich regelmäßig auf Twitter oder sonstigen Plattformen über das Weltgeschehen auf dem Laufenden hält[3], weiß sofort, was mit Doomscrolling gemeint ist.

Der früheste bekannte Beleg für den Begriff stammt von 2018, von einem kleinen Twitter-Account namens @Callamitys (»Taking a break from doomscrolling and being inundated with things and stuff«). In den allgemeinen Sprachgebrauch schaffte er es jedoch, wen wundert's, erst im Katastrophenjahr 2020. Im April dieses Jahres widmete das Wörterbuch Merriam-Webster, quasi der Duden der anglophonen Welt, dem Wort einen Blogeintrag in der Rubrik »Words we're watching«, in den vergangen zwei, drei Monaten hat es auch die deutschsprachige Netzwelt erreicht.
Das Phänomen ist also schon länger bekannt, aber erst die Coronakrise sorgte für den Durchbruch der treffenden Bezeichnung. So berichtet Michael Calore, Redakteur bei »Wired«, im von ihm mitmoderierten Podcast »Gadget Lab« des Tech-Magazins, sogar Instagram, bis dahin so etwas wie die Insel der Glückseligen in der Social-Media-Welt, habe sich mit der Pandemie verfinstert; an die Stelle von Urlaubsbildern, Fotos von Haustieren und Landschaftsimpressionen seien Todesanzeigen und Spendenaufrufe von Menschen getreten, die Behandlungskosten nicht aufbringen konnten oder infolge der Krise ihren Job verloren hatten. Die Bilder der »Black Lives Matter«-Proteste, die kurz darauf hinzukamen, hätten zwar durchaus etwas Ermutigendes gehabt – der Auslöser, also Polizeimorde an Schwarzen und der grassierende Rassismus, habe jedoch wiederum gezeigt, wie furchtbar die Welt ist.

In der Sendung werden mehrere Gründe für das endlose Weiterscrollen durch den Wust an schlechten Nachrichten angesprochen: Zum einen ist es die schlichte Gewohnheit aus – zumindest gefühlt – besseren Zeiten, als die sozialen Medien in erster Linie ein Ort für das Pflegen von Freundschaften und allerhand Rumgealber waren und nur gelegentlich irgendeine unschöne Nachrichtenmeldung die Laune trübte. Zum anderen hält einen die vage Hoffnung bei der Stange, inmitten der Untergangsstimmung auf aufmunternde Neuigkeiten oder wenigstens etwas zu stoßen, das einen zum Lachen bringt. Und dann ist da noch das generelle Phänomen, das unter der Abkürzung FOMO firmiert: »Fear of missing out«, also die Angst, irgendwas zu verpassen, wenn man das Handy mal eine Stündchen aus der Hand legt (»Wo warst du, als Biden zum Wahlsieger erklärt wurde?« – »Auf Twitter, wo sonst?«); zumal man sich ja auch nicht selbst vorwerfen will, man verschließe die Augen vor all den Ungerechtigkeiten und Missständen in der Welt.

Aber sind die Zeiten tatsächlich schlechter als noch vor ein paar Jahren? Jein. Einerseits verschärft sich die Klimakrise täglich, ist der Faschismus weltweit auf dem Vormarsch (was zumindest teilweise wiederum den sozialen Medien zu verdanken ist), und das Coronavirus verschwindet nicht durch Ignorieren. Andererseits trägt mittlerweile fast jeder ein Gerät mit sich herum, mit dem sich beispielsweise Fälle von Polizeigewalt und andere skandalöse Vorkommnisse dokumentieren und umgehend mit der Welt teilen lassen, wie es sie früher zwar auch schon gab, nur eben nicht vor den Augen der virtuellen Öffentlichkeit.
Man könnte behaupten, dass das im sogenannten postfaktischen Zeitalter keinen Unterschied macht, etwa wenn ein Innenminister allen entgegensetzten Belegen zum Trotz einfach *weiß*, dass die Polizei eine



Feline Internet-Grundausstattung auf der Suche nach Ablenkung vom Doomscrolling

tadellose Truppe ohne rechtsextreme Tendenzen ist, oder dass die Informationsflut allenfalls zu Abstumpfung und Resignation führt. Als Gegenbeweis wird häufig die Black-Lives-Matter-Bewegung angeführt: Die Proteste, die auf den Mord an George Floyd vor laufender Kamera folgten, führten nicht nur zu Konsequenzen in Form eines niedergebrannten Polizeireviers und allgemeinen Riots, sondern auch zu einer Wählermobilisierung der eigentlich eher desillusionierten schwarzen Community und trugen damit nicht unwesentlich zum Wahlsieg von Joe Biden bei.
Interessanterweise wird im erwähnten »Gadget Lab«-Podcast aber auch darauf hingewiesen, dass die BLM-Aktivist*innen gar nicht so sehr zum Doomscrolling neigen: Menschen, für die Polizeigewalt, oftmals tödliche, trauriger Alltag ist, wollen derartige Bilder nicht wieder und wieder sehen; von vielen wird auch gefordert, die (re-)traumatisierenden Inhalte nicht noch weiter zu verbreiten oder wenigstens mit einer Warnung zu versehen. Als eine Art Gegenbewegung gibt es einen Trend zu erbaulichen Online-Aktivitäten, die ein positives schwarzes Selbstbild in den Vordergrund stellen, etwa das »Verzuz«-Format auf Instagram, bei dem sich Rap- oder Soul-Stars musikalische Duelle liefern; auf Twitter, dem etwas nerdigeren Medium, präsentieren sich unter Hashtags wie #BlackInSTEM[4], #BlackInMaths, #BlackInBiology etc. schwarze Wissenschaftler*innen. Auch so kann Social-Media-Aktivismus aussehen.

Andere Ideen, wie mit der Endlosschleife an Horrormeldungen umzugehen sei, beschränken sich hingegen zumeist auf gutgemeinte Ratschläge, die Zeit am Endgerät zu begrenzen (inzwischen kommen viele Smartphones sogar bereits mit eingebauten Funktionen auf den Markt, die dabei helfen sollen) oder sich gar ganz von den entsprechenden Plattformen zurückzuziehen. Für die meisten ist zumindest Letzteres allerdings keine Option; zum einen ist der Suchtfaktor einfach zu hoch und zum anderen sind die Plattformen (nicht nur) in Corona-Zeiten eine wichtige Möglichkeit, den Kontakt zu Familie und Freund*innen aufrechtzuerhalten. Für viele sind die sozialen Medien schlicht so etwas wie die virtuelle Stammkneipe samt Zeitungsständer in der Ecke.
Natürlich ist es angenehmer für die Mitmenschen, wenn man am Tresen nicht permanent schlechte Laune verbreitet, und überhaupt sollte man ja nicht ständig in der Kneipe rumhängen. Analog dazu muss man nicht unbedingt zu Empörungs-, pardon: Aufklärungszwecken jeden Mist weiterverbreiten, den beispielsweise irgendwelche Coronaleugner von sich geben, und ohne Frage ist es hilfreich, ausreichend Zeit offline zu verbringen, wenn man einen digitalen Burnout vermeiden will.
Sicherlich ist es zu kurz gegriffen, die Verantwortung für den Umgang mit den nicht mehr ganz so neuen Medien auf die Einzelnen abzuwälzen; mittlerweile ist schließlich gut belegt, dass die Mechanismen von Twitter, Facebook & Co. geradezu darauf angelegt sind, Abwärtsspiralen jeglicher Art zu produzieren, sei es bei der Verbreitung von Hetze und Desinformation oder dem Frustlevel bei denen, die versuchen, sich dagegenzustemmen – und damit doch oft nur für mehr Reichweite der entsprechenden Inhalte sorgen.[5]
»Tyrannei der Lautesten« nennt dies, ebenfalls bei »Wired«, die Medienforscherin Whitney Phillips in einem Essay mit dem Titel »It's Time to Defund Social Media« (ungefähr: »Es ist an der Zeit, den sozialen Medien den Hahn zuzudrehen«). Eine konkrete Antwort, wie das funktionieren soll, solange jeder Klick Geld wert ist, bleibt auch sie zwar schuldig. Sie hat aber ebenfalls Vorschläge, wie die Netzbewohner*innen selbst den Mechanismen der Skandalisierungsökonomie entgegentreten sollten.
Als Beispiel nennt Phillips das Maskentragen, das überhaupt nur durch diese Mechanismen zum »umstrittenen« Thema wurde – die meisten Menschen tragen die Dinger schließlich ohne Murren. »Wenn wir diese allgemeinen Konsens der Vernunft in den Vordergrund stellen könnten, würde das nicht nur unseren Glauben in die Menschheit wiederherstellen«, schreibt sie. »Es würde auch die Aufmerksamkeitsökonomie auf zweierlei Art untergraben. Zum einen würde es den Anreiz verringern, ein Arschloch zu sein. Wenn man Menschen nicht mit Klicks und Likes für antagonistisches Verhalten belohnt, haben sie weniger Grund, damit weiterzumachen. Diese Dynamik ist so alt wie das Trollen.[…] Zweitens würde es die Rückkopplungsschleifen kurzschließen, die schädliches Tun normalisieren. Wenn man eine randständige Bewegung als Mainstream darstellt, hat sie die merkwürdige Tendenz, genau das zu werden.«
In jüngerer Zeit hat sich auch eine Form des Gegentrollens als durchaus effektiv (und sehr spaßig) erwiesen, die der Gegenseite nicht durch noch mehr Reichweite in die Hand spielt: So führte ein massenhaft auf der Videoplattform TikTok verbreiteter Aufruf, Tickets für eine Trump-Wahlkampfveranstaltung zu reservieren, ohne hinzugehen, dazu, dass der Noch-Präsident vor fast leeren Rängen auftrat; dessen unverhohlener Aufruf an die rechtsextreme Miliz »Proud Boys« wiederum, sich »bereitzuhalten«, führte dazu, dass die schwule Community sich den Namen (wieder-)aneignete und das Netz unter dem entsprechenden Hashtag mit Gay-Pride-Inhalten vom freizügigen Fummel bis zu Bildern aus dem Ehealltag flutete.

Vielleicht ist die Onlinewelt also doch noch nicht verloren. Wenn man also sich das nächste Mal beim Doomscrolling ertappt und der Retweet-Finger schon wieder viel zu locker sitzt, ist es Zeit, kurz innezuhalten und sich ein paar goldene Regeln in Erinnerung rufen: Toxische Accounts blocken, nicht über jedes hingehaltene Stöckchen springen, genau überlegen, *wie* man bestimmte Sachverhalte präsentiert, eigene Botschaften statt Empörungsreflexe. Auch hin und wieder ein flauschiges Katzenvideo schadet nicht. Und wenn doch alles mal wieder zu deprimierend scheint, kann man immer noch unter dem Suchbegriff »Four Seasons Total Landscaping« nachschauen, was der gute alte Netzhumor aus der absurden Pressekonferenz gemacht hat, die Donald Trumps Anwalt Rudy Giuliani auf dem Parkplatz einer Gartenbaufirma in Philadelphia abhielt – und einfach mal eine Stunde nichts tun außer sich kaputtzulachen.

---

[1] Also meiner. (Anm. d. Autorin)
[2] Bei Redaktionsschluss war ein drohender Staatsstreich der Trumperia noch nicht abgewendet. Das Doomscrollen geht also weiter.
[3] So zumindest die gängige Rechtfertigung, warum man so viel Zeit mit dieser deprimierenden Beschäftigung verplempert.
[4] Die Abkürzung STEM steht für »Science, Technology, Engineering, Mathematics«, also das, was im Deutschen unter MINT-Fächer bekannt ist.
[5] Wobei auch die Rolle der klassischen Medien nicht außer Acht gelassen werden sollte, die sich ja nicht weniger enthusiastisch auf toxische Themen stürzen und den Mythos pflegen, Nazis würden sich selbst »entzaubern«, wenn man sie nur oft genug zitiert.

Svenna Triebler lebt in Hamburg und schreibt für die Zeitschriften Konkret *und* Jungle World.

Ohne Utopie bleibt die Apokalypse

Ein kritisch-psychologischer Blick auf die Coronakrise von *Daniel Sanin.*

Ist Corona ein Einschnitt? Eine Krise? Eine Zäsur? Viele Bezeichnungen werden bemüht, um die Wucht und Tragweise dessen zu benennen, was uns hier widerfährt. Ich plädiere für eine andere Perspektive: Vielmehr als dass uns Corona etwas »gibt« – Krankheit, Krise usw. –, nimmt es uns etwas weg: Illusionen. Es ist wie in der Parabel »Des Kaisers neue Kleider« und es ist höchste Zeit, dass alle anerkennten, dass der Kaiser nackt ist, dass also Corona auf gesellschaftlicher und sozialer – natürlich nicht auf individuell-gesundheitlicher – Ebene nichts »verursacht«, »hervorbringt«, »produziert« oder sonst wie aktiv hinzufügt, sondern wie eine Sehhilfe klarer zeigt, was Sache ist. Es ist wie in John Carpenters Film »Sie leben!«, wo der Hauptdarsteller zufällig eine Brille findet, die ihn die gesellschaftliche Wahrheit erkennen lässt, nämlich, dass sich das ganze bunte Treiben nur um Ausbeutung und schnödes Funktionieren dreht.



Bild: Eduard V. Kurganov (CC BY 2.0)

They Live, We Sleep – Artist Statement

Psychologie

Gesellschaftlich haben wir es nicht mit solidarischen und kooperativen Strukturen zu tun, sondern mit spaltenden und instrumentellen. Dergestalt sind also die Bedingungen, in den wir alle unser Leben führen müssen. Was macht das mit uns? Die herrschende Ideologie will uns ja glauben machen, dass Konkurrenz und Egoismus die »Natur« des Menschen seien und so konsequenterweise eben auch die Gesellschaft gestaltet ist. Viele Wissenschafter_innen haben gegen diesen Unsinn angeschrieben und -geredet. Gerade die Psychologie ist hier jedoch ein unrühmliches Beispiel, da sie auf Individualisierung, Psychologisierung und Pathologisierung spezialisiert ist. Das klassische Bild der Psychologie kann mit Margaret Thatcher auf den Punkt gebracht werden: Es gibt keine Gesellschaft, es gibt nur Individuen und Familien.

Dieses verzerrte Weltbild kann und konnte natürlich nicht unwidersprochen bleiben und so gibt und gab es viele kritische und alternative Ansätze kritischer Psychologien, die jedoch mehr oder weniger marginalisiert wurden und werden. Ich möchte hier auf die Kritische Psychologie nach Holzkamp und Osterkamp eingehen, da sie den umfassendsten Ansatz liefert und damit unser Coronathema analysieren.

In der Kritischen Psychologie ist der Mensch nicht ohne Gesellschaft denkbar. In der Entwicklung zum Menschen hin kam es zu einer Phase des Dominanzwechsels vom genetischen Prinzip zum gesellschaftlichen. Die Gesellschaftlichkeit hat das Biologisch-Genetische als Entwicklungsmotor abgelöst. Die »neue Natur« des Menschen ist also seine Gesellschaft. In diesem Sinne hat der Mensch auch keine Umwelt, sondern immer nur Welt. Die Bedingungen, in denen Menschen ihr Leben führen, zeigen sich ihnen als Bedeutungen. Diese sind somit die den Individuen zugewandten Aspekte der Bedingungen und solcherart individuell und kollektiv veränderbar (und dadurch potentiell auch die Bedingungen). Überhaupt hat der Mensch gegenüber seinen Bedingungen eine doppelte Möglichkeit, nämlich sie zu akzeptieren und in ihnen zu handeln oder sie zu verändern. Wie schon eingangs geschildert, leben wir unter Herrschaftsbedingungen, die nicht den Menschen und seine Bedürfnisse als Maßstab haben, sondern unter kapitalistischen, die menschliche Bedürfnisse nur soweit tolerieren und formen, wie es für die Profitmaximierung notwendig bzw. sogar förderlich ist. Insofern gilt das oft geäußerte Bonmot, man arbeite schließlich, um zu leben, aus Systemperspektive genau umgekehrt: Wir leben, um zu arbeiten. Die Prinzipien unserer Gesellschaft sind somit Funktionalität und Instrumentalität. Ich bin nur was wert, wenn ich was nütze bin. Dieses Prinzip verinnerlichen wir seit Kinderbeinen in unterschiedlichem Grade und handeln danach. Insofern spricht die Kritische Psychologie hier auch nicht einfach von »Motivation«, eine allfällige Handlung zu planen oder durchzuführen, sondern von »innerem Zwang«. Die neutrale Rede der Mainstream-Psychologie von Motivation verschleiert die Umstände. Unter diesen Bedingungen ist anderen gegenüber erst mal Misstrauen angebracht: Genauso, wie ich ein instrumentelles Verhältnis zu ihnen habe, haben sie eines zu mir.

Der Mensch ist nur über den Weg der Kooperation und die emotionale und kognitive Möglichkeit der Verallgemeinerbarkeit des jeweils eigenen Standpunkts zum Menschen geworden. Die Mär vom Homo Oeconomicus ist eben das: eine Mär. Wir sind soziale Wesen, die in Gesellschaftlichkeit kooperativ ihr Leben führen. Der Kapitalismus über- oder verformt die menschlichen Potentiale und wendet sie gegen die Subjekte. Aus Motivation wird innerer Zwang, aus intersubjektiven Beziehungen werden instrumentelle, aus Emotion wird Innerlichkeit und aus Begreifen wird Deuten. Die zweiten Begriffe entsprechen den verstümmelten Varianten der psychologischen Dimensionen menschlicher Handlungsfähigkeit, eines zentralen Konzepts der Kritischen Psychologie. In diesem Fall sprechen wir analytisch von restriktiver Handlungsfähigkeit, da ich die Restriktionen unangetastet lasse und sie mittrage. Die ersten Begriffe bezeichnen die Potentiale menschlicher Handlungsfähigkeit, jene, die zum Tragen kommen, wenn mein Handeln den eigenen Standpunkt überschreitet, wenn das Ziel meines Handelns ein verallgemeinertes ist.

Bei der restriktiven Handlungsfähigkeit habe ich einen kurz- bis mittelfristigen Vorteil, da ich meine Interessen gegen jene von anderen durchsetze, also die unterdrückenden, entwürdigenden, ausschließenden etc. Verhältnisse stütze, die mir meine aktuelle Handlungsfähigkeit bedingt gestatten. Bei der verallgemeinerten Handlungsfähigkeit hingegen sind die Handlungsbedingungen das Ziel, die dergestalt verändert werden, dass sie verallgemeinerten – und nicht partikularen – Nutzen haben. Hier habe ich also keinen unmittelbaren Gewinn, aber ein sofortiges Risiko, da ich den mit vorher gewährten Handlungsspielraum verlieren kann. Längerfristig jedoch können – in Kooperation mit anderen – Bedingungen entstehen, die allen zum Vorteil gereichen und zu ihrer Freiheit, Entfaltung und Emanzipation beitragen. In diesem Spannungsfeld zwischen restriktiver und verallgemeinerter Handlungsfähigkeit bewegen wir uns ständig. Allerdings machen wir es uns in der Regel nicht klar und reflektieren die doppelte Möglichkeit nicht umfassend. Wir bleiben meist bei einer simplen Kosten-/Nutzen-Rechnung stehen. Es ist aber gerade wichtig, sich selbst und andere in der eigenen Gesellschaftlichkeit zu denken, breit, vernetzt, zusammenhängend, gegenseitig abhängig.

Corona

An diesem Punkt stehen wir in dieser Coronaphase auf gesellschaftlicher Ebene. Ich würde es sogar so formulieren, dass Gesellschaft gerade besonders spürbar ist: die Zusammenhänge, die Abhängigkeiten, die relevanten Bereiche, die Bullshit-Jobs (David Graeber) u. v. m. Die psychischen Belastungen, die wir – in unterschiedlich starkem Ausmaß – gerade spüren, zeigen uns, was falsch läuft: Überlastung, Einsamkeit, Sinnlosigkeit, Ausbeutung, Unterdrückung, Abhängigkeit, Überforderung, Orientierungslosigkeit usw. gab es schon, nun werden sie zunehmend unaushaltbar für die einen und überhaupt erst spürbar (oder nicht mehr verdrängbar?) für andere.

Die permanente (gouvernamentale) gesellschaftliche Reaktion darauf ist: Rückzug und Arbeiten! Der Appell lautet: Lasst alles weg, was Spaß und das Leben lebenswert macht und konzentriert euch auf eure Pflicht! Seid hart, seid diszipliniert – oder wie in »Sie leben!«: Kaufe, Arbeite, Schlafe, Gehorche. Der Widerstand, der sich gegen die sich verschärfenden staatlichen Maßnahmen richtet (vielleicht lesen Sie diese Zeilen ja schon im neuerlichen Lockdown), nimmt (wieder einmal) restriktive Formen an. Er richtet sich gegen bestimmte Gruppen (Eliten, Juden, Geheimzirkel) oder Personen (Bill Gates, George Soros) und verspottet Menschen mit erhöhtem Risiko, während man sich selbst – wie Trump – als stark und widerstandsfähig fühlen und inszenieren kann. Die Belastungen werden weiter steigen, es wird zu mehr Trennungen kommen, Gewalt in der Familie, Depressionen, schlechteren Krankheitsverläufen, Armut usw. Was das alles mit den Jugendlichen und jungen Erwachsenen machen wird, ist noch völlig offen. Gerade die emotionale Belastung wird oft eigenständig mit Substanzen behandelt oder von ärztlicher Seite mit einem Zufallscocktail von so gut wie wirkungslosen (bis auf die Nebenwirkungen!) Psychopharmaka. Das scheint überhaupt unser aller Haltung zu sein: Nützt nichts? Weiter so! Die Corona- wie auch die Klimakrise zeigen uns aber eigentlich das genaue Gegenteil: Revolution, jetzt! Das Lateinische »revolutio« bedeutet umdrehen oder zurückwälzen und darum geht es. Es soll aber nichts in eine imaginierte Idylle zurückgeführt werden (wann soll die gewesen sein?), sondern unser Weltverhältnis muss umgedeutet werden. Die männlich-westliche Subjektivitätsform, die Horkheimer und Adorno in der Dialektik der Aufklärung so schön herausgearbeitet haben, muss adressiert, kritisiert und demontiert werden. Die Beherrschung und Nutzbarmachung der Welt führt in dieser Form zu Zerstörung, Vergiftung, Beziehungslosigkeit. Dieser Tatsache müssen wir in die Augen sehen. Wir müssen anerkennen, dass der Kaiser nackt ist und auch, dass er ein weißer Mann ist.

Dass der Widerstand gegen die Coronamaßnahmen sich so restriktiv äußert, ist so traurig wie es erwartbar war. Solidarität ist das Gebot der Stunde. Das bedeutet aber nicht, dass ich alles gutheißen muss, was die Regierenden verfügen. Das hat einen schalen Beigeschmack und spaltet uns in folgsame Streber_innen und rücksichtslose Bullys, die sich gegenseitig verachten und bekämpfen. Beide Positionen erscheinen mir falsch. Wir müssen gesundheitspolitische Solidarität verknüpfen mit antikapitalistischen Forderungen. Es ist an der Zeit, unser Leben radikal zu überdenken, gemeinsam. Wir müssen unsere Ängste, Sorgen usw. teilen, unsere Handlungsgründe erforschen und uns intersubjektiv verständigen. Das gegenseitige Anschreien muss dem Zuhören weichen. (Leider sind die »sozialen Medien« hier gar nicht förderlich.) Die eigenen Handlungsgründe zu erforschen ist, so wie es hier gemeint ist, keine leichte Aufgabe, sondern impliziert, das Verdrängte in den Blick zu nehmen, das eigene Sich-Eingerichtet-Haben in der falschen Welt. Es bedeutet, sich verletzlich, ängstlich, unsicher, verwundbar, tastend, fragend, abhängig wahrzunehmen und zu zeigen. Das wäre gleichzeitig eine Absage an einen männlichen Habitus, an besserwisserische Setzungen, an selbstverständliche Inbesitznahmen, an egozentrisches Sich-Durchsetzen. Es würde einen Raum öffnen für eine Zukunft, in der der Mensch das Maß der Dinge ist, die uns den Mut gibt, für eine menschenwürdige Utopie zu kämpfen. Es wäre an der Zeit.

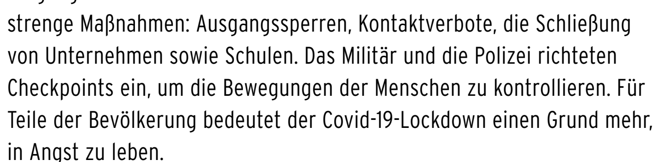
Daniel Sanin ist klinischer und Gesundheitspsychologe. danielsanin.at

Einer der härtesten Lockdowns der Welt

Auf den Philippinen nutzt die Regierung die Pandemie, um autoritäre Bestrebungen auszubauen. *Marina Wetzlmaier* über eine Zivilgesellschaft, die gegen Menschenrechtsverletzungen, den »Anti-Drogenkrieg« und Angriffe auf die Pressefreiheit kämpft.

Am 21. April 2020 aß Winston Ragos, wie gewohnt, bei seiner Tante zu Mittag. Es war die vierte Woche des coronabedingten Lockdowns. Mit gerade einmal 33 Jahren war Ragos bereits von seinem Beruf als Soldat gezeichnet. Eine psychische Erkrankung zwang ihn zum Ruhestand. Nach dem Essen verließ Ragos das Haus und kam nie wieder. Um 6 Uhr abends wurde er offiziell für tot erklärt. Sein Tod wurde mit einer Handykamera gefilmt und in den Sozialen Medien geteilt: Auf dem Video sind vier Polizisten in schusssicheren Westen zu sehen. Breitbeinig und angespannt stehen sie auf der Straße und zielen auf einen Mann, der sich auf dem Gehsteig befindet. Als dieser in seine Tasche greift, fallen zwei Schüsse. Ragos bricht nieder.

Sein gewaltsamer Tod ist kein Einzelfall. Wie bei den vielen Morden davor, argumentierte die Polizei auch hier mit Selbstverteidigung. Laut Augenzeug*innen ging von Ramos jedoch keine Gefahr aus – er war unbewaffnet. Als Staatspräsident Rodrigo Duterte im März 2020 den Lockdown verkündete, rief er das Militär und die Polizei dazu auf, jene zu erschießen, die sich nicht daran hielten. Ragos musste also sterben, weil er vermutlich gegen die Regeln verstoßen hatte. In der Hauptstadt Manila galten in den vergangenen Monaten besonders strenge Maßnahmen: Ausgangssperren, Kontaktverbote, die Schließung von Unternehmen sowie Schulen. Das Militär und die Polizei richteten Checkpoints ein, um die Bewegungen der Menschen zu kontrollieren. Für Teile der Bevölkerung bedeutet der Covid-19-Lockdown einen Grund mehr, in Angst zu leben.





Protest gegen das neue Anti-Terror-Gesetz.

Dutertes Anti-Drogen-Krieg

Seit Juni 2016 regiert Rodrigo Duterte die Philippinen. 16,6 Millionen Wahlberechtigte, 39 Prozent, stimmten damals für ihn – für jemanden, der politische Härte symbolisiert, für jemanden, der nicht mit frauenverachtenden Sprüchen spart und kein Geheimnis daraus macht, wie wenig er von Menschenrechten und Pressefreiheit hält. Es gibt einige Erklärungsversuche, warum Duterte in der Bevölkerung dennoch gut ankommt. Zum einen sind die Philippinen von starker sozialer Ungleichheit geprägt. Der Besitz von Land und Ressourcen konzentriert sich in den Händen weniger Eliten, die nicht nur wirtschaftlich einflussreich sind, sondern oft auch politische Ämter innehaben. Formell sind die Philippinen seit dem Sturz des Diktators Ferdinand Marcos im Jahr 1986 eine präsidentielle Demokratie. Große soziale Reformen, wie sie damals versprochen wurden, gab es allerdings nie. Zu sehr würden sie den Interessen der Herrschenden zuwiderlaufen. Politikwissenschafter*innen sprechen daher in Bezug auf die Philippinen von einer Elitendemokratie. So wirkte Duterte, in einem Land, in dem man kein Vertrauen in das bürgerliche, korrupte politische Establishment hat, für viele als Hoffnungsträger. So schenkten die Bürger*innen jenem Mann ihr Vertrauen, der so sprach »wie sie«. In der Politik war er nicht unbekannt. Bereits als Bürgermeister von Davao, der zweitgrößten Stadt der Philippinen, sicherte er sich den Ruf, hart durchzugreifen und damit für »Ordnung« zu sorgen. Im Präsidentschaftswahlkampf erklärte er nicht nur der Korruption, sondern vor allem der Drogenkriminalität den Krieg. Drogenabhängige würde er am liebsten »abschlachten«, kündigte er an. Ein Wahlversprechen, das er einhielt.

Rund 30.000 Menschen wurden seither im Zuge von Dutertes »Anti-Drogen-Krieg« getötet, schätzen Menschenrechtsorganisationen. Sie sprechen von einem Krieg gegen die Armen, denn die meisten Morde finden in den Slums der Hauptstadt Manila statt. Die Menschen sterben entweder im Zuge von Polizeirazzien oder durch Todesschwadronen, die stets nach demselben Muster vorgehen: Zwei vermummte Personen nähern sich auf einem Motorrad, sie geben ihre tödlichen Schüsse ab und fliehen. Mittlerweile finden solche extralegalen Tötungen nicht einmal mehr im Schutz der Dunkelheit, sondern bei Tageslicht statt. Denn der Straffreiheit können sich die Täter*innen so gut wie sicher sein.

Die »neue Normalität« im Lockdown

Mit den Covid-19-Maßnahmen befürchten philippinische Aktivist*innen nun eine »neue Normalität«, die Bürger*innen-Rechte sowie Handlungsräume der Zivilgesellschaft weiter einschränkt. Auf den Philippinen herrscht mittlerweile einer der weltweit längsten und härtesten Lockdowns. Dieser trifft vor allem die arme Bevölkerung, die aufgrund der Ausgangssperren von einem Tag auf den anderen ohne Einkommen dastand und auf Lebensmittelhilfen angewiesen war. »Die Menschen haben mehr Angst zu verhungern, als an Covid-19 zu erkranken«, sagt Veronica Cabe, eine Umweltaktivistin, die mit anderen Freiwilligen Lebensmittelhilfen auf die Beine stellte. Eines können die Menschen auf den Philippinen gut: sich selbst und einander helfen. Denn auch nach Naturkatastrophen wie Taifunen oder Überschwemmungen hatte sich immer wieder gezeigt, dass man auf staatliche Hilfe vergeblich wartete. Das Pandemiegesetz auf den Philippinen beinhaltet zwar finanzielle Unterstützung für ärmere Bevölkerungsgruppen, allerdings sah nur ein Bruchteil von ihnen tatsächlich Geld.
Auf Proteste der Menschen reagierte die Behörde mit Repressionen. Zwischen März und Mai verhaftete die Polizei nach eigenen Angaben bereits über 40.000 Menschen. Basis der Festnahmen ist ein Gesetz vom März 2020, mit dem Rodrigo Duterte den nationalen Notstand erklärte, um die Pandemie einzudämmen. Das Gesetz beinhaltet einerseits Sonderzahlungen fürs Gesundheitspersonal. Auf der anderen Seite erweiterte es die alleinigen Befugnisse des Präsidenten. Bei Verstößen gegen das Gesetz drohen zwei Monate Haft oder eine Geldstrafe von 10.000 bis 1 Million Pesos (ca. 180 bis 18.000 Euro).

Angriff auf die Pressefreiheit

Unter Strafe steht auch die Verbreitung von »Falschmeldungen« über die Pandemie. Was als »Falschmeldung« gilt und was nicht, entscheiden die Behörden. Meist trifft es regierungskritische Medienberichte, wie im Fall zweier Journalist*innen aus Cavite, einer Provinz südlich von Manila. Bei einer Verurteilung drohen ihnen zwei Monate Haft oder eine Geldstrafe von umgerechnet 17.500 Euro. In der Rangliste der Pressefreiheit belegen die Philippinen laut Reporter ohne Grenzen (ROG) Platz 136 von 180. Das Pandemie-Gesetz ist nur ein weiterer Einschnitt in die Pressefreiheit. Für Nonoy Espina, den Vorsitzenden der Journalistengewerkschaft NUJP, gehören Morddrohungen zu seinem beruflichen Alltag. »Für mich ist es Hintergrundlärm«, sagt er. Dennoch muss er jede Drohung ernst nehmen: »Auch, wenn es wie ein Scherz wirkt, muss es ernst genommen und öffentlich gemacht werden«, rät er. Denn die meisten der 186 Journalist*innen, die seit dem Jahr 1986 ermordet wurden, hatten zuvor Drohungen erhalten.

Keine Regierung zuvor hat die Presse so direkt und öffentlich angegriffen, wie es jetzt der Fall ist. Bekanntestes Beispiel ist etwa der Prozess gegen Maria Ressa wegen Verleumdung, der auch internationale Aufmerksamkeit erhielt. Ressa ist die Chefredakteurin des regierungskritischen Nachrichtenportals *Rappler*. Oder die Abschaltung des größten Fernsehsenders des Landes, ABS-CBN: Offiziell wurde schlicht die Sendelizenz nicht verlängert, doch Duterte hat ABS-CBN immer wieder spüren lassen, dass ihm die Berichterstattung ein Dorn im Auge war.

Ständiger Kampf der Zivilgesellschaft

Angesichts dieser Herausforderungen ist die aktive Zivilgesellschaft auf den Philippinen ein Lichtblick. Menschenrechtsgruppen setzen sich unermüdlich für die Einhaltung von nationalem und internationalem Recht ein. Organisationen sind themenspezifisch in vielen gesellschaftlichen Sektoren aktiv: Bäuerinnen und Bauern kämpfen für die Umsetzung der Landreform, Indigene wehren sich gegen Bergbauprojekte in ihren angestammten Gebieten, in den informellen Armenvierteln organisiert sich Widerstand gegen Vertreibungen durch die Stadtverwaltung. Auch Anwält*innen und Journalist*innen formieren sich und setzen sich für die marginalisierte Bevölkerung ein. Die scharfen Pandemie-Gesetze schränken die Aktivitäten der Zivilgesellschaft ein. Dennoch versammelte sie sich zur traditionellen Demonstration anlässlich der jährlichen Rede an die Nation des Präsidenten. Weitere Kundgebungen fanden in Form von Auto-Demos statt.

Ihr Einsatz für Menschenrechte und Meinungsfreiheit bringt Aktivist*innen immer mehr ins Visier der staatlichen Aufstandsbekämpfung. Vor allem, wenn ihnen nachgesagt wird, mit der kommunistischen Untergrundbewegung *Communist Party of the Philippines* (CPP) und ihrer Guerillaeinheit *New People's Army* (NPA) zu sympathisieren oder gar selbst Mitglied zu sein. 1969 gegründet, führt die CPP einen der weltweit längsten Guerilla-Aufstände an. Alle bisherigen Friedensverhandlungen führten zu keiner dauerhaften Lösung des Konflikts. Zu Beginn seiner Amtszeit liebäugelte Rodrigo Duterte noch mit einer Zusammenarbeit mit der radikalen Linken, erklärte sie jedoch zum Feind, als Waffenstillstände immer wieder gebrochen wurden.
Auch wenn Aktivist*innen nicht mit der NPA in Verbindung stehen, kursieren Listen, auf denen sie als Aufständische gebrandmarkt werden. *»Red tagging«* nennen es die Menschenrechtsorganisationen. Ins kommunistische Eck gestellt zu werden, führt zu Verhaftungen der Aktivist*innen oder zur Ermordung durch Todesschwadronen.

Autoritäre Bestrebungen

Die Regierung nutzt die Pandemie, um autoritäre Bestrebungen voranzutreiben, schreibt der Verein *philippinenbuero* aus Köln. Ein Beispiel ist das Anti-Terrorgesetz vom Juli 2020, das eine neue Härte in der Aufstandsbekämpfung demonstrieren soll. Laut Rechtsexpert*innen bedenklich ist die breite Definition dessen, was als Terrorakt gilt und was nicht, sowie die Möglichkeit, Verdächtige bis zu 24 Tage ohne richterlichen Beschluss zu inhaftieren. Das sei verfassungswidrig, sagen philippinische Jurist*innen, die das Gesetz vor dem Obersten Gerichtshof beeinspruchen. Rund 30 Beschwerden gegen das Anti-Terrorgesetz liegen vor. Auch wenn Handlungsräume schrumpfen, Fenster für aktiven Widerstand hat die philippinische Zivilgesellschaft bisher immer gefunden. »Wir überlebten bereits eine Diktatur«, sagt ein Journalist. »Das können wir wieder schaffen.«

Marina Wetzlmaier, Journalistin und Autorin. Als Tochter einer philippinischen Mutter fühlt sie sich dem Land seit jeher persönlich verbunden. Urlaubsreisen dorthin nutzt sie nicht nur für Verwandtenbesuche, sondern auch Recherchen. Ihr Buch »Die Linke auf den Philippinen. Eine Einführung« erschien kürzlich im Mandelbaum Verlag.
wetzlmaier.wordpress.com

Von Marina Wetzmaier ist aktuell erschienen:

Die Linke auf den Philippinen – Eine Einführung

Die Entwicklung der philippinischen Linken hängt eng mit der Geschichte der kommunistischen Revolutionsbewegung und ihrer blutigen Unterdrückung zusammen. Von dieser einst stärksten Gegnerin des damaligen Diktators Ferdinand Marcos in den 1970er und 1980er Jahren, sind heute nur wenige Bastionen der Guerilla geblieben. Die philippinische Linke der Gegenwart zeichnet sich durch Heterogenität und ein breites Spektrum an Zugängen und Positionen aus. An Stelle ideologischer Motive trat stärker themenbezogenes Engagement zu Menschenrechten, Feminismus, dem Recht auf Land bis hin zu ökologischen Kämpfen. Die wichtigsten -Akteur*innen, Positionen und Auseinandersetzungen der neuen Linken werden in dieser Einführung vorgestellt. Historisch greift sie etwas weiter zurück, beginnend mit den Widerstandsbewegungen der 1930er und 1950er-Jahre. Im gegenwärtigen politischen Klima werden nach wie vor Aktivist*innen ermordet und stehen Menschenrechtsverletzungen an der Tagesordnung. All dies im Namen des vom autoritären Präsidenten Duterte ausgerufenen Anti-Drogenkriegs. (Verlagstext)

Mandelbaum Verlag, November 2020
182 Seiten, EUR 12.00
ISBN: 978385476-697-1

Infektiöse Betrachtungen

Kristina Pia Hofer hat Drehli Robniks neues Buch »Ansteckkino. Eine politische Philosophie und Geschichte des Pandemie-Spielfilms von 1919 bis Covid-19« gelesen.

Falls sich Personen gefragt haben sollten, wer wohl diese Menschen sind, die den ersten Covid-19 Lockdown im Jahr 2020 tatsächlich produktiv genutzt und zB ein ganzes Buch geschrieben haben, sie erhalten endlich eine Antwort: Drehli Robnik. Der in (leiwanden) lokalen linken Auskenner*innenkreisen als ohnehin immer extra umtriebig bekannte und beliebte Alleinunterhalter für Filmforschung und Populärkulturelles verfasste zwischen 8. März und 6. Juli (FN1, Seite 9) ein 173-seitiges und ultra unterhaltsames Werk über die Repräsentation von Pandemien in narrativen Kinofilmen, noch genauer: in Spielfilmen. Mit 4 Monaten Schreibzeit brauchte er nur einen Monat länger als die von Wendy Laura Belcher in ihrem Selbsthilfe-Bootcamp für Bachelors der Humanities mit zwölf Wochen angegebene, von meinen Studierenden im Einführungskurs »Akademisches Schreiben« immer eher als gefährliche Drohung – denn als motivierendes Empowerment – empfundene, Schnellproduktionszeitspanne für einen (in Zahlen: 1) wissenschaftlichen Artikel.[1]

Robnik diskutiert anhand von 167 Fallbeispielen vor allem aus den popkulturellen Mainstreams des Euro-US-amerikanischen Globalen Nordens. Seinen Beobachtungszeitraum spannt er rhetorisch gewohnt gekonnt zwischen den Produktionsjahren 1919 und 2019 auf, um von hier aus erhellend auf die europäisch-nationalistische Seuchenabwehr-, EU-Abschottungs-, Demokratieabschwächungs-, Privatkontakteindämmungs-, und Kapitalismusrettungspolitik der Marke T.I.N.A. (»There Is No Alternative«) anno 2020, vor allem in Ö, vor allem in türkis-grün, querzuverweisen. Der Ton ist dabei (in Ermangelung eines eleganteren Terminus) gewitzt, das Tempo zügig: manchmal macht mich der Versuch, dem Text in meiner üblichen (raschen) Lesegeschwindigkeit zu folgen, *drehlirös* (um mir einen Kalauer im Sinne des Autors zu erlauben).[2] Am genussvollsten gestaltet sich die Lektüre für mich an jenen Stellen, an denen sich Robnik die Zeit nimmt, einen Film über mehrere Seiten hin auseinanderzunehmen. Diese haben es mir ermöglicht, nicht nur eine unbändige Lust aufs Auch-Schauen von mir bisher unbekanntem Material (wie z.B. den deutschen Sci-Fi Film *Die Hamburger Krankheit* aus 1979) zu entwickeln, sondern auch staunend auf schon hundert Mal Gesehenes Zurück- und Neu-Hinzublicken (wie etwa auf William Wylers *Ben Hur* von 1959, erklärtes Lieblingsnachmittagsfernsehprogramm an den Oster- und Weihnachtsfesten ‚bei der Oma' meiner Kindheit). Robnik versteht es, sein wertschätzendes Sich-Einlassen auf die Filme selbst durch seine mitreißende Sprache und seine spürbare Freude am Sichtbarmachen von Musterdoppelungen und mimetischen Überkreuzungen von scheinbar nicht unmittelbar miteinander in Beziehung stehender filmischen und historischen Ereignissen und Begriffen zu transportieren, und das ist – hihi, haha – ansteckend. Dass er dabei die viele der besprochenen Werke durchziehende Scheiße (vor allem: heterosexistische und rassistische/kolonialistische Fantasien) auch beim Namen nennt, zeigt vor, wie sich einem grundlegenden Dilemma Weißer, westlicher, psychoanalytischer feministischer Filmtheorie aus dem Jahr 1975[3] auch begegnen lässt: Visual Pleasure and Narrative Cinema UND repräsentationspolitische Kritik? Möglich.

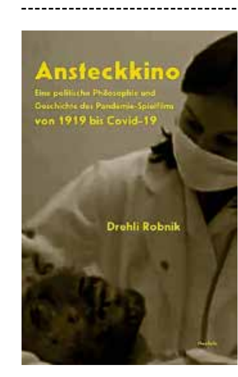
Halb versteckt unter all dem Vergnügen ist Robniks Vorhaben dabei auch ein durchaus ambitioniert theoretisches. Wie im Untertitel des Bandes ausgezeichnet, handelt es sich um *eine politische Philosophie und Geschichte des Pandemie-Spielfilms*, das heißt: der Verschränkung von medialer Darstellung, Narrativ und realen wie vorgestellten biopolitischen Machtverhältnissen wird auch in Bezug auf die sich im Laufe seiner bewegten Genealogie stetig verändernde Medienspezifizität ‚des Kinos' nachgespürt. Für Fans seines Schaffens nicht ganz überraschend greift Robnik hier auf etablierte filmtheoretische Stimmen zurück, die, ausgehend von der Idee des Spielfilms als Massenformat, das politische Potential des Mediums darin verorten, dass in ihm unabgeschlossener Wirklichkeit als umstrittener Geschichtlichkeit begegnet werden kann, und zwar über ein kinetisches Spannunghalten, vermittelt über die dem Film grundlegenden Parameter Bewegung und Zeit (allen voran Heide Schlüpmann, Siegfried Kracauer, Thomas Elsaesser, Gilles Deleuzes: siehe dazu Robniks Seiten 10-13).

»Versteckt« nenne ich die filmtheoretische Nebenhandlung in *Ansteckkino* deswegen, weil sie weniger über eine ausführliche Auseinandersetzung mit konkreten Gedanken der impulsgebenden Autor*innen im Textkörper operiert, sondern hauptsächlich über nicht weiter kommentierte Quellenverweise in Fußnoten. Dies erspart Lesenden ohne Bezug zum akademischen Geschäft das Überspringen von für sie vielleicht irrelevant, ‚trocken' oder anstrengend anmutenden Passagen, und erlaubt es gleichzeitig jenen alten Händen aus dem Fach, welche die angeführten Werke aus dem Stand aufsagen können, sofort ihre eigenen inspirierten Schlüsse zu ziehen, ohne sich zuerst durch Robniks pflügen zu müssen. Als irgendwie zwischen diesen beiden Positionen sitzende Leserin hätte ich mir manchmal gewünscht, hier etwas expliziter abgeholt zu werden. Besonders interessiert hätte mich in dieser Hinsicht mehr theoretische Rückbindung des Manövers, das Robnik auf den letzten Seiten seines Buches ausführt, und in welchem er die genaue gesellschaftliche und mediale Position ‚des Kinos' während des Covid-19-Lockdowns im vergangenen Frühling zu verorten sucht. Robnik adressiert hier nichts weniger als die paradoxe Situation des Kinos als eigentlich öffentlicher Rezeptionsraum, dessen bereits jahrzehntelang andauerndes Abrutschen in Richtung des Häuslich-Privaten sich 2020 in der zeitweisen Schließung der noch verbleibenden öffentlichen Spielstätten besonders eindrücklich zu verwirklichen schien. Die komplizierten Verflechtungen von, und die Unterschiede zwischen, den spezifischen Rezeptionssituationen, die ein solches Verrutschen ausmachen – also der Move von ‚Kino' zu Film-als-Fernsehen, Film-als-Stream, und Film-als-Video – die (in meinen Ohren) nach eingehender filmtheoretischer Analyse geradezu schreien, werden hier in Dialog mit einzelnen Filmbeispielen durchgearbeitet, was – again – den Spaß am casual Lesen erhöht, aber die theoretische Beweisführung des Bandes etwas antiklimatisch, weil anekdotisch abschließt.



Geschlossenes Kino in Seattle während der Pandemie 1918

Was *Ansteckkino* perfekt zu vermitteln vermag, ist die Erinnerung an und Sehnsucht nach einer Situation, die fellow Filmbegeisterten eventuell bekannt vorkommt: von der geschätzten Person, die so viel mehr als eine selbst sieht und hört und in tausend Richtungen hin zu verknüpfen vermag, nach einem gemeinsamen Kinobesuch das erzählt zu bekommen, was einer selbst entgangen ist. Das macht das Buch kostbar und relevant. Und zu meinem diesjährigen Nummer Eins saisonalen Geschenktipp für jene Freund*innen, die seit 3. November wieder vor verschlossenen Kinotüren plärren müssen.



Drehli Robnik: *Ansteckkino. Eine politische Philosophie und Geschichte des Pandemie-Spielfilms von 1919 bis Covid-19*
Berlin: Neofelis Verlag 2020

---

[1] Wendy Laura Belcher: *Writing Your Journal Article in Twelve Weeks. A Guide to Academic Publishing Success*. Second Edition. Chicago and London: The University of Chicago Press 2019.

[2] Ich kann mir nicht vorstellen, dass ich die Erste, Zweite, Dritte bin, die diesen Witz macht: meine Entschuldigung hiermit an alle unwissentlich Plagiierten.

[3] Laura Mulvey: »*Visual Pleasure and Narrative Cinema*«, Screen, Volume 16, Issue 3, 1 October 1975, Pages 6-18, https://doi.org/10.1093/screen/16.3.6.

Kristina Pia Hofer ist Dr.-Drehli-Mentee und habilitiert derzeit als Elise-Richter-Fellow an der Universität für angewandte Kunst Wien zu Kino als Soundmedium.

Japanische Kurden, als Kurden verkleidete Kurden und sind wir doch nicht alle Menschen?

Auszug aus Richard Schuberths jüngstem Roman »Bus nach Bingöl«.

Kennst du die Geschichte von den zwei Japanern in Yayladere?, fragte Kerim seinen Bruder, als sie am Abend bei Schnaps und Tee in der Küche saßen.

Nein, kenn ich nicht. Ahmet schenkte sich Tee nach.

Zwei Japaner in Holland sind verrückt nach kurdischer Kultur und wollen unbedingt Kurden werden. In Holland nehmen sie Kurmandschi-Unterricht und sprechen bald besser Kurmandschi, als nur irgendein Japaner, Holländer oder Eskimo je Kurmandschi sprach. Und dann treten sie ihre Reise in das Land ihrer Träume an. Man bringt sie zu einer alten Frau, der man nie richtig Türkisch einprügeln konnte. Sie kennt nur eine Sprache richtig. Ehrfürchtig beginnen die Japaner ein Gespräch mit ihr. Sie ist völlig unbeeindruckt, zieht die Stirn in Falten und sagt dann zu ihrem Sohn: Deine Freunde sind sehr sympathisch, aber reden können sie nicht gut.

Bevor Kerim in Gelächter ausbrach, wiederholte er den letzten Satz und ließ die Handflächen dabei mit einer Reibbewegung energisch aneinanderklatschen.

Ja, sagte Ahmet, eine wunderbare Geschichte. Die armen Japaner. Sie wollten ihre Bemühungen von einer echten Indianerin abgesegnet wissen, und dann das.

Genau, bekräftigte Kerim, die Jungs hatten eine klarere Vorstellung von Kurden als die Alte, weil sie nichts anderes kannte. Für sie, die noch nie weiter als bis Karakocan gekommen war, gab es nur zwei Arten von Leuten: die, die nicht reden können, also Türken und Holländer, und die es können. Die Japaner konnten reden, bloß nicht so gut. Die Antwort hätte eins zu eins von unserer Mutter kommen können.

Wieder verfiel Kerim in schadenfrohes Gelächter.

Ja, sprach Achmet, das gibt es oft. Es ist sehr lustig, wenn sich die Bauern von den kulturellen Annäherungsversuchen der Romantiker unbeeindruckt zeigen.

Ahmet hatte Kerim bloß beipflichten wollen, doch wie zu erwarten, nahm dieser sofort eine Gegenposition ein, vermutlich, weil ihn die ungewohnten Begriffe störten, mit denen Ahmet seiner Auffassung nach Überlegenheit bekunden wollte.

Ich finde es großartig, wie viele Menschen sich für uns interessieren, sagte er. Japaner werden Kurden. Deutsche verwandeln sich in Griechen und Italiener. Und wir? Was ist mit uns, wenn wir in die Fremde gehen? Wir bleiben immer Kurden, und sind auch noch stolz darauf, dass wir immer die gleichen Bauern bleiben. Du und ich, wir wissen, dass wir Bauern sind, aber deine intellektuellen Freunde in Wien machen nur auf Kurde, damit alle Welt glaubt, ihre Ungeschicklichkeit sei kurdische Kultur, und wenn sie aus Sehnsucht nach ihren Lieblingsziegen jaulen, wollen sie das den Almanlar als unsere Volkslieder verkaufen.

Wasch dir die Zunge, du Schandmaul, fuhr Ahmet seinen Bruder vergnüglich an, wenn du boshaft bist, ist dein Scharfsinn unübertrefflich. Du vertrittst also die These, dass die unterschiedlichen Lokalkulturen nur Euphemismen für die jeweilige Zurückgebliebenheit sind?

Euphe… was?, äffte ihn Kerim nach, du sprichst mit einem Bauern, du Japaner du. Reden kannst du gar nicht gut.

Schon gut, Kerim, es ist erstaunlich, wie sehr du bei deinen Sticheleien außer Acht lässt, was man uns angetan hat. Wie kannst du bloß so leichtfertig Menschen verspotten, die es geschafft haben, sich nicht zu Türken machen zu lassen? Kann man jemandem verdenken, der sich stolz das wiedererobert, was man ihm genommen hat?

Ja, ja, ja, was würden wir ohne unsere Verfolgung machen? – Haben Sie mir soeben auf den Hintern gegriffen? – Ja, aber Sie müssen wissen, ich bin Kurde. Ich kann Ihnen mein ärztliches Attest zeigen. – Ach entschuldigen Sie vielmals. Das hätten Sie doch gleich sagen können. Da, langen Sie ruhig nochmals hin.

Ahmet tat Kerim nicht den Gefallen zu lachen, obwohl alles in ihm nach dieser Befreiung drängte. Er konnte seinem Bruder nichts vormachen. Die ernste Miene nahm ihm der nicht ab, und so spielte Kerim das Spiel mit ihm, bei dem er schon als Kind stets als Sieger hervorgegangen war. Wer lacht zuerst? Mit listigen Augen fixierte er den Bruder, um dessen gravitätischen Gesichtsausdruck zum Bersten zu bringen, was mit gravitätischen Gesichtsausdrucken
besonders leicht geht.

Was schaust du so dumm?, fuhr ihn Ahmet an.

Diese milde Aggression zeigte Kerim, wie sehr sich der Bruder gegen das Lachen wehrte. Der aber verfiel auf eine List und flüchtete sich in Gedanken. Und Kerim erkannte, wie Ahmets Augen zwar geradeaus starrten, aber sein Blick allmählich nach innen driftete.

Ahmet hätte ein Bestimmungsbuch über die Dummheiten, Irrtümer und Rassismen der wohlmeinenden Antirassisten und Indianerliebhaber in Wien schreiben können. Immer wieder hatte er sich dazu an den Schreibtisch gesetzt. Und das Geschriebene am nächsten Tag meistens gelöscht. Irgendwann ließ er es sein, weil es völlig sinnlos war, weil er der Szene, in der er verkehrte, nicht in den Rücken fallen wollte, die so trunken von der selbstgerechten Solidarität mit allen Fremden war, dass sie nie und nimmer eingesehen hätte, was alles faul an ihren Vorstellungen war. Wie sehr sie doch Teil des Problems war, gegen das sie aufzutreten glaubte. All die Bürgerkinder, die ihren rassistischen Eltern eins auswischen wollten, indem sie die Zugewanderten zu ihren Ethnoteddybären machten, ihnen, wie Mädchen es bei ihren Puppen taten, die Haare kämmten und sich vom eigenen Individualismus, der lediglich darin bestand, so viele Lebensentwürfe, Dinge und Menschen wie möglich auszuprobieren, dadurch kurierten, dass sie an solchen wie Ahmet ihre Sehnsucht nach Stamm und Tradition auslebten und sie ihrem kulturellen Artenschutzprogramm unterwarfen. Zu so einer Projektion gehören aber immer zwei. Denn er und die anderen Indianer ließen es sich gefallen, weil diese wohlmeinende Fremdbe-stimmung von erpresserischer Süße war. Mit sanftem Spott beobachtete er, wie mancher Kurde langsam zu einem Kurden wurde, wie es ihn daheim nicht gab, sondern eher das Wunschbild seiner weißen Bewunderer befriedigte. Ahmet war sich des Widerspruchs schmerzlich bewusst, dass er sich zwar geistreich darüber ärgerte, permanent von den solidarischen Bleichgesichtern auf seinen Stamm reduziert zu werden, aber dennoch nicht darauf verzichten konnte, weil ihm diese Rolle so viele Vorteile und kleine soziale Erfolge brachte und er – Kerim hatte verdammt noch mal recht – ohne diese edle Verkleidung in den Augen der Österreicher vielleicht wirklich nichts als ein Bauer wäre.

Die weißen Idioten wollten ihm eine Stimme geben, aber die seine nicht hören. Indianer, die nicht sagten, was diese hören wollten, bekamen das Megaphon gleich gar nicht. Die Bleichgesichter züchteten sich aus einem Pool von Migranten ihre passgenauen farbigen Plüschrebellen heran, gemeinsam mit den verwöhntesten und privilegiertesten der zugewanderten Bürgerkinder, die als die zornigen Stimmen der Benachteiligten posierten und so sich ihre Jobs und Positionen sicherten. Diese Primarströchter und Architektensöhne traten dann als die nie gewählten Repräsentanten der Gastarbeiter und der Bauern auf, und begannen auf wild und radikal zu machen und auf Ghettokind, doch wenn sie wütend die Faust erhoben, hing die immer durch, genau so, wie ihre Stimmen durchhingen, wenn sie versuchten, wütende Slogans ins Mikro zu rappen, in diesem kindlichen Zahnspangenton – Stimmen, die nicht taugten, zur Tat aufzurufen, sondern bloß, zu jammern, wie arg alles sei.

Bei Diskussionsveranstaltungen wusste er, dass er nie als Ahmet Arslan eingeladen war, sondern als Stammessprecher, und er sich die eine oder andere Provokation ihrer Gemeinplätze nur wegen seiner Authentizität, den eingebildeten Tränen in seinen Augen und der Feder, die man ihm in der Maske zuvor ins Haar gesteckt hatte, leisten durfte, während ein weißer Kollege für dieselben Aussagen am Marterpfahl gelandet wäre.

Was ist los mit dir, Bruder, träumst du wieder von den alten Tagen, fragte Kerim.

Ach nichts, sprach Ahmet. Ich habe eine ähnliche Geschichte aus Wien. Ein kurdische Freundin nahm ihre Mutter eines Tages mit zu einer Feier, eine Alevitin aus Dersim. Auch ein irakischer Kurde aus Erbil, ein Maler, war anwesend. Der hatte als hauptberuflicher Kurde Probleme mit den Aleviten und Linken und allen, die nicht nur Kurden sein wollten. Meine Freundin fragte ihre Mutter im Scherz, ob sie sich Mahmut, so hieß der Künstler, als Schwiegersohn vorstellen könne, obwohl er Sunnit und aus dem Irak sei. Daraufhin sagte die Mutter: Ja, warum nicht? Ist doch auch ein Mensch.

Einmütig lachten die Brüder.

Ich brauch nicht dazusagen, Bruder, was für saures Gesicht dieser Mahmut machte und wie sehr ihn die Antwort in seinen Vorurteilen gegenüber den Aleviten bestätigte. Für die Frau war es völlig egal, ob er Kurde oder Japaner war, solange er ein Mensch war. Und er war sauer, weil sie ihn nur als Menschen und nicht als Kurden …

Lass gut sein, du Japaner, ich hab schon verstanden.

In solchen Momenten war Ahmet in dieser Einöde dankbar, seinen frechen Bruder zu haben. Mit Izzet hätte er über diese Geschichte niemals so lachen können.

Mit freundlicher Genehmigung des Drava Verlags



Richard Schuberth
Bus nach Bingöl
Klagenfurt/Celovec 2020,
280 Seiten,
21 Euro

Im französischen Makery-Magazin ist anlässlich von STWST48x6 MORE LESS im September ein Interview erschienen. Dieses wird in dieser Versorgerin 128 abgedruckt – als Rückblick auf die 48-Stunden-Nonstop-Extravaganza.

Stadtwerkstatt 48h extravaganza in Linz: »Less is more«

»Off of the off« or »off very in« Ars Electronica, the annual 48-hour extravaganza hosted by Stadtwerkstatt counter-cultural center for the past six years has become a shelter for those who forsake the mundane. *Makery* met Tanja Brandmayr and Franz Xaver, who work every day on fostering its unique spirit.

For many people, going to the Ars Electronica festival in Linz in September means attending exhibitions and talks, networking and self-promoting, questioning the relevance of the awards and the loud outdoor installations, loving or hating the gala evening. But for the past six years, it has also been an opportunity for people to spend 48 hours in the historic Stadtwerkstatt cultural center next to the Ars Electronica Center in the Alt-Urfahr district on the Danube. For two days, anyone can enjoy a drink, a meal, meet new people, join discussions, excursions or workshops, see installations, performances or listen to music.



Foto: Taro Knopp



Foto: Shu Lea Cheang

Tanja Brandmayr (li.) und Franz Xaver

For its 6th edition in this pandemic year, the 48-hour extravaganza program curated by Stadtwerkstatt in collaboration with the artist Shu Lea Cheang (who also co-initiated STWST48 in 2015 and has been part of the STWST curatorial/production team ever since), the theme was »More or Less«.

On the 48h website, Stadtwerkstatt »asks questions about the more-or-less situations, the non-equality areas, the counter-validity zones and the non-zero-sum games of the future. In the middle of a new nothing we build up a scenery between MORE and LESS to distribute critical contents, artists and critical producers to negotiate conditions that make a difference.« After visiting several times in the past, Makery was happy to see that, despite the »don't come« recommendation of Ars Electronica Festival 2020, the 48h extravaganza was still going as planned in Linz. On our way to the Schmiede festival in Hallein, we couldn't resist the detour, with one question in mind: How do they stay alive and kicking in this epicenter of alternative culture in Linz during these Corona times? Tanja Brandmayr and Franz Xaver responded.

Can you tell us a bit about STWST's history and when you personally joined the project?

Tanja Brandmayr: STWST is 40 years old (we celebrated last year). It started out as an autonomous space, driven by the young artists' scene in 1979. Art and media were the relevant part from the beginning, especially as the early media art projects of the 80s and 90s became well known, also many other projects. But from the very beginning it was a very mixed scene, with a strong social aspect. Now there are books on it – art and chaos in 1982, or whatever (laughs). Speaking about the social aspect, for example, some women came in, seeking shelter to escape from their violent husbands and fathers. The neighborhood of STWST was very conservative at that time. STWST became famous early in its history because of its art projects and their social dimension.

Franz Xaver: I have been a part of STWST for the last 10 years. We started the boat Eleonore at the same time. We bought the boat for a symbolic euro on Ebay. The project was to invite international artists in residency during the summer. This year we exhibit 10 years of activities. It is a place where we can talk together. The boat had to be moved recently to a new location, in the backwater area of the Traun-Danube estuary. I did a lot of technical and radio art in the past, from shortwave to microwave, every kind of waves were involved in my work. Short waves work very well in the new location of Eleonore, maybe because of the electromagnetic fields nearby. Using a WSPR beacon that I made, we're reaching Australia, New Zealand with 0.5v. It's a 40m band, 7 MHz. We're also in contact with the Stubnitz on a very small band, the bandwidth is 6 Hz. We also transmit through a standard satellite TV dish.



Bild: Evelyn Chardronnet

Gathering on Eleonore boat during the 48h.

Tanja Brandmayr: I have been working constantly for the magazine 'Versorgerin' since 2008, and I had some connections through art projects. I became a board member in 2014, and as an artist I could develop my own research field called Quasikunst over the following years. All in all, I love working here because we have many influences coming in: of course the ones from our New Art Contexts, and with the night situation, the club scene, we also know a lot about the social problems which only come out at night, when you are very directly in contact with them. We also have this extension of the art storage space for the past three years. It's a very big building that we had the chance to get for cheap, where we do a lot of rework of all these archives, although we lack the money to make a big work, but we do it constantly. It's really impressive to see these relics of 40 years of history… It's not only art and media artists, but also social history, city history, subcultures history. This whole critical mixture, which is still a real and relevant part nowadays.

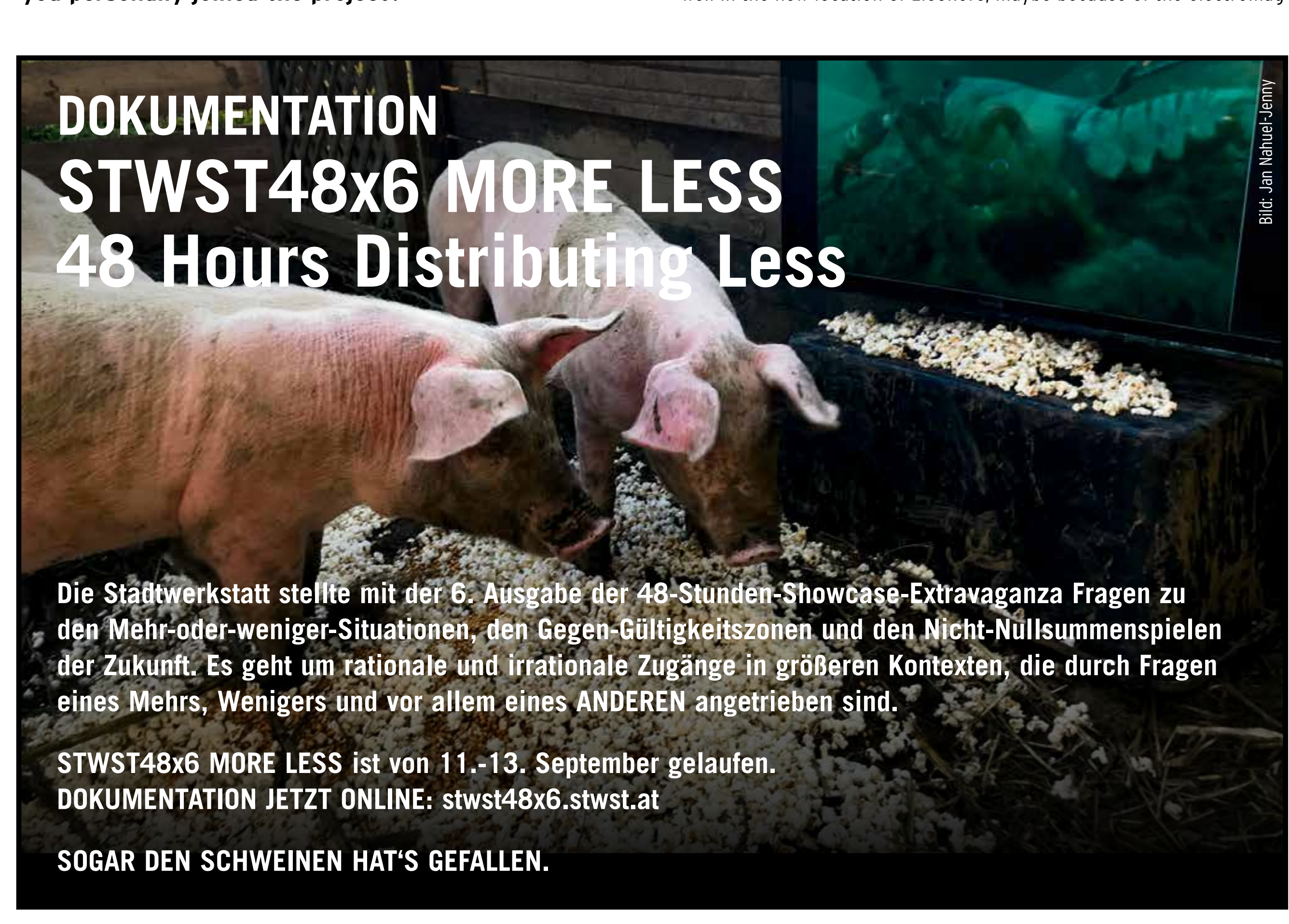


Bild: Jan Nahuel-Jenny

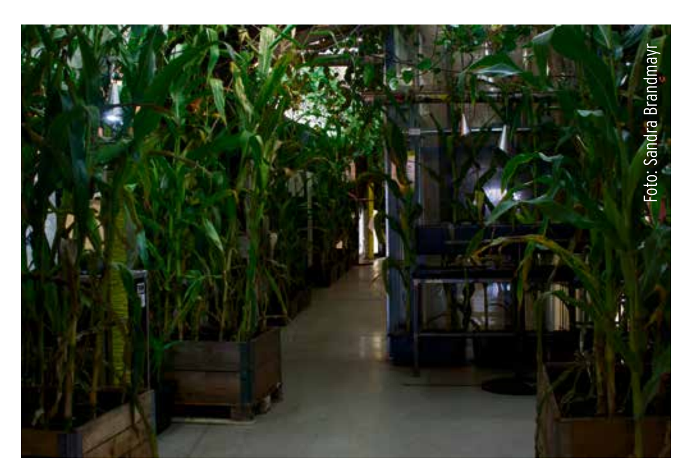


Foto: Shu Lea Cheang

»Make Bread. Eat Pickle«

So this year you put a cornfield on the plaza in front of STWST and the Ars Electronica Center. Can you explain why?

Tanja Brandmayr: As you can see, it has some presence, it's very visible when you come, from both outside the house and inside the house. It was developed during the Covid situation in March and April, because the whole house, the whole space had been shut down for the music events. Most of us were staying at home, but some were here and keeping some activities going. We began almost from the first moment to come with an idea for using the house differently, how to use the empty house, how to work with this situation of nothingness… and then, we had this idea of the »cathedral of nothingness«, as a working title. So, even if we would need to shut down in September, we could still work with the empty house, and even if we could only allow a limited audience to go in, walking through and coming out, we were very sure we would be able to rock with this situation, to work with this life situation. We did also a lot of planting in springtime, including a bit of corn. We had to deal with this 'yes-no' situation, with this idea of 'let's call it post-media art' and so on, this whole question of our nature communicating and informing itself, of how information goes.
Somehow, the idea of planting corn came again when we started to work with the idea of 'more or less', 'Stadtwerkstatt more or less'. We liked this idea of having this image of monotonia, of nature-culture monotonia, as cornfields are very wide, but also very industrial and monotonous. It's one of the first cultured plants, and we did a lot of research about the history of corn, it's also a migrating plant that has traveled all over the world. And we very much liked the idea to have nature in the house, but not the wild and romantic one, the very monotonous one, the very exploited one. That was the main idea, and when we told our community about it, everybody said 'Oh cornfields, my childhood! I went through the corn, and heard the wind, etc.' So it's also very emotional for everyone, and that has really surprised me. You lose yourself in a cornfield, it's totally disorientating, when you are in the middle, when you have to decide which way to go, you have to keep straight ahead, otherwise you never get out of it! (laughs)


Foto: Sandra Brandmayr

»Nature monotonia« in the entrance area of Stadtwerkstatt

Franz Xaver: About the theme 'More or Less', for me the problem is that nowadays we have too much information. We cannot put so much information in our brain… The idea is that our content should go 'down' and that less information could be more information. It's very important for the future, because we are all completely overloaded with information. For me, this is the sense of what we did here, with this theme.

But STWST is known for its local radio station and the art and culture server servus.at?

Franz Xaver: I began at STWST with the InfoLab, I was working with information… And now this trend with all these labs, future labs, hacklabs, fablabs, and so on… In the end all these labs are information labs… and what lies in the information is so important… That's why we try to present 'no data' things (laughs). You saw our rooms with all these plants: this is the information of evolution. The information comes from evolution. But yes, we have two radio projects here, and even for them we also try to work with less information. Only a few bits and bytes.
Can you explain the different iterations of the corn—the field, the popcorn house, the silage room with the shredded corn?

Tanja Brandmayr: Here we don't only invite projects and curate things in a conventional way, we also have a strong focus on production and on this mixture of art and culture and social sphere, that are not especially 'art' ideas. It's a very important point for a community like ours. This is now the 6th edition of STWST 48h, and every year it develops, and I think it works quite well. But this year it was very special, because this whole corn thing became a very strong house project, the expertise of every person who worked here came in a very different way, that's one reason why I like it so much.

So there are variations which came from the house: we have this 'going down' theme as Xav says, and we have again this mycelium theme, that we had for years with the Mycelium Network Society. I personally worked on the fermented corn silage, because I like the idea of staging material that performs by itself, while we do nothing. Some years ago I used a huge block of ice, it melted down, it processed itself. With this fermenting silage, it's also the theme of processing and fermenting, with bacteria it really processes itself down, and it somehow also connects to this entropy: if we do nothing, it goes down to some stage of itself when no energy comes in. So that's a part of the whole connection. I made some reflections about this staging of material in earlier projects, the reflection of this year's context of the fermenting corn silage will follow.


Fotos: Shu Lea Cheang

»48-Hours-Redistribution/Don't touch«, corn silage.

And the popcorn house?

Tanja Brandmayr: It was also a decision to have two projects from associated artists. The »Shirley Tempel« endless popcorn glass house idea came from Freundinnen Der Kunst (female friends of the arts – German wordplay), a feminist collective. They have been working here in town for 20 years, and they are well known in German-speaking countries. They have a series of glass houses performances, which they call Glashausfantasien. I had the idea that there could be some connections, that it could meet what we do with the plants. They took the theme and came up with their thing with the popcorn, which I personally like, because for me popcorn is connected to cinema! And when you talk about nature-culture monotonia, you have also this film industry and this cultural realm that surrounds us.

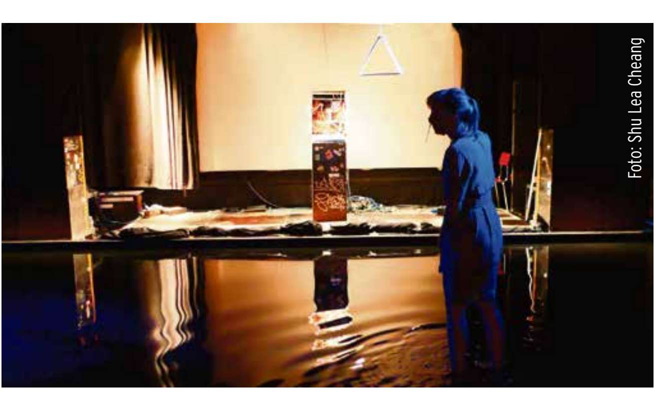

Foto: Reinhard Winkler


Foto: Sandra Brandmayr

freundinnenderkunst:
Endless distribution of popcorn

Tell us a bit more about the concert hall turned into a kind of pool?

Tanja Brandmayr: The idea of the pool came from Nani Cooper and Andreas Ullrich. This is a project that came in from outside. It also came very late, but it's very good we could discuss after we had decided to fill the house with plants. We liked the idea of proposing the opposite: a whole emptiness in the first floor concert room. The project is called The Only Good System and it stands for itself also because of the setting, the huge sound comes from four sides. It matches perfectly for me because we have on the ground floor some kind of 'more' with the plants, and then you go up and there you have 'less'. And so it informs this idea of 'cathedral of nothingness' – it is still a working title – but somehow we like the variations in the house of different kinds of natures. Also I like it because this whole set is very central but not so abstract. I think every project has very abstract and very good research behind it, but somehow we have in this hall a very mixed audience, and for me personally it's great to see the people coming in for a drink and being attracted to something that catches them in a very immediate or direct way, where they don't have to think 'What should we think of this project?' It makes sound, it smells, it's very direct, and so I think it's some kind of attraction, especially in these times with so much streaming and digital screens.


Foto: Shu Lea Cheang

»The Only Good System«, a triangle, a sound system, a pool.

So you worked more locally this time?

Tanja Brandmayr: Well, we always worked internationally, and there was no question of not doing it. So we still launched an open call, but it's true that the program has a little to do with the Corona situation because we cannot fly people in from far away. And since we planned it in April and May and nobody knew what would happen in summer, the final program is very pragmatic in some way. In the art circles we still see the same people circulating, but what you want to see when you are in a city is what happens in the city.


Fotos: Shu Lea Cheang



Oben: »Feral Bands«, Pali Meursault, Nicolas Mongermont (Fr)
»F_Walk«, fem_arc collective

So, some things are possible. You didn't say »don't come, it's gonna be online« like the Ars Electronica »gardens«?

Tanja Brandmayr: For me it's very cool, maybe the opposite of the big institutions, to have direct contact with people and artists, and it happens better when people are here. You can also talk directly. We live in direct contact. For example, cooking food together is a very strong social builder. I remember three years ago when we had this »sleep« theme. We made contacts four months before the 48h with the medical center of Kepler University, and a very nice doctor started to come to STWST every month, we also had dinners with him, he explained to us what he was working on scientifically, we told him what we were interested in artistically and all this complex of unconsciousness, and he still visits us today.

Franz Xaver: Things go differently when you have direct contact. Things are very true when you do it like this.

Tanja Brandmayr: We have one streaming project, streaming from the bottom of the Traun river. It's very dramatic when you see three fishes coming toward the camera! (laughs)

Franz Xaver: And the images of the immersed webcam at the bottom of the river are sent to a satellite and it transmits them to India, Spitzberg, Antarctica, everywhere, you can receive the images from anywhere in the world.


Foto: STWST

»Grundel Panorama«, Apephonie Productions

Der Text wurde im Original gezeichnet mit:
»Published 21 September 2020 by la rédaction«

https://www.makery.info/en/2020/09/21/stadtwerkstatt-48h-extravaganza-in-linz-less-is-more/

More on the 6th edition of STWST48: *stwst48x6.stwst.at*

KLIMAFREUNDLICHE MOBILITÄT

Lastenräder verursachen weder Abgase noch Lärm und brauchen zudem wenig Platz. Deshalb spielen sie bei der Lösung der innerstädtischen Mobilitäts- und Umweltfragen eine entscheidende Rolle. Um den Umstieg auf Lastenräder zu unterstützen, fördert das Umweltressort der Stadt Linz sowohl Betriebe/Organisationen als auch Privatpersonen, die auf Lastenräder umsatteln und so innerstädtische Transporte mit dem umweltfreundlichen Verkehrsmittel anstatt mit dem LKW oder dem Auto erledigen.

DIE LASTENRAD-FÖRDERUNG

Die Stadt Linz unterstützt Privatpersonen, Fahrgemeinschaften, Betriebe/Organisationen etc. mit Standort bzw. Hauptwohnsitz in Linz beim Kauf von Lastenfahrrädern, Elektro-Lastenfahrrädern und Fahrradanhängern. Den Ankauf folgender Transportmittel fördert das städtische Umweltressort mit 30 Prozent der Investitionskosten.

Die maximalen Förderhöhen im Überblick:

- **E-Lastenfahrräder:** Maximal 1000 Euro
- **Lastenfahrräder:** Maximal 800 Euro
- **Fahrradanhänger:** Maximal 150 Euro

Alle Informationen zu den Förderungen des Umweltressorts: **www.linz.at/umwelt/foerderungen.php**

Umweltstadträtin Mag.ª Eva Schobesberger



Network Music Performance

Space-time for dislocated nodes: The specificities of time, when it comes to music making from the distance, find a border in live communication technologies when latency makes it relatively impossible to synchronize. Still our wish to play together overcomes this impossibility, while new notions of now and togetherness are built. By *Gabriela Gordillo*.

How is it possible to share time and space across distant locations?

A question that sounded futuristic when the pioneers of electronic music and computer networks made it in the 1970s regained relevance this year, when the Covid-19 restrictions did not allow sharing in a physical way. Networked Music has addressed this topic for at least 50 years, through the practice of a relatively small community of artists and scholars, mainly from the disciplines of music, sound art and performance media art (Alarcón, 2020). In their technological developments we can observe these elements in action.

The practice of Networked Music Performance inherently relates to its medium as an infrastructure that determines an affordance, technical challenges and philosophical questions. In this case, the network becomes the stage, where performers and audience are nodes, in a distributed experience of a live act.

Telematic Rooms

From its origins, Network Music Performance (NMP), also associated to telematics, relational or distributed, aimed to simulate the presence of performers in dislocated spaces in the same room. The demands of this physical challenge follow the definition of Cristina Rottondi who writes that, NMP »represents a mediated interaction modality characterized by extremely strict requirements on network latency.« (Loveridge, 2020)

While in the early Twentieth Century it was possible to broadcast music through radio or telephone across long distances, it was not until the 1970s that computer networking opened a spectrum of possibilities, starting rather with the transmission of data signals than full audio waveforms.

Later, in the late 1990s, the improvement of internet bandwidth finally allowed the delivery of high-quality digital audio over networks, (Loveridge, 2020), giving place to a wider experimentation in Telematic and Networked Performance.

Due to the setting of multiple locations, the NMP is an inherently collaborative medium. Artists such as Pauline Oliveros, Annie Abrahams, Paul Sermon, Robert Rowe, Miller Pucket, Sara Weaver, Rob Hamilton, Juan Pablo Cáceres, Ximena Alarcón, Shelly Knots, next to multiple ensembles such as »The Hub«, The Avatar Orchestra, Female Laptop Orchestra, Ethernet Orchestra, Live Coding practices, among other explorations, have been part of this journey.

A Mediated Stage

»Platforms centralize and decentralize at once, drawing many actors into common infrastructure. They distribute some forms of autonomy to the edges of its networks while also standardizing conditions of communications between them.« Benjamin H. Bratton, 2016

When playing from distant locations, the performers might have a different kit, but all sides need to share the same streaming software. (Weaver, 2020) The topography of this virtual entanglement suggests a decentralized structure in which each participant is a node of a modular grid. This creates a horizontal relation between all the parts, determined by the relations between them.

Still, the mediated configuration leaves space for the usual roles of the performers and a relation to their approaches. For example: in an ensemble, there can be a conductor and interpreters. One can define a performance as participatory or not. Although, when we talk about »neutrality«, it is important to remind that every interface has a design, and there is a platform administrator.

The participants interconnect through hardware (microphones, speakers, headphones, etc.) and software (Jacktrip, Soundjack, LoLa, videoconference tools), in a mediated layout that creates a distributed experience of performing (Weaver, 2020). Although performers and audience might be in different subnetworks, they are under the same technical conditions. It is a decision of the performers in this type of setting, where to place the audience.

Bild: Matthias Pitscher

Social Media Meditation by Matthias Pitscher, at artwillsaveus 2020, group session streamed through Jitsi.org, April 17th, 2020

The impossibility of »Real Time«

»According to Boris Beaude, the main feature of the Internet is that it is a space of 'synchronisation' on a worldwide scale. The neologism 'synchorisation', defines a common space in the same way as synchronization refers to a common time.« Drulhe, 2015

The general assumption of the internet as a shared time and space across physical limitations proves to be wrong, when it comes to NMP and its virtual streams.

Fact is that »Enabling musicians to perform together from different geographic locations requires capturing and transmitting audio streams through the Internet, which introduces packet delays and processing delays that can easily have an adverse impact on the synchronicity of the performance.« (Weaver, 2020)

The main challenge in NMP is latency, which depends on geographic distance, network quality (bandwidth, upload and download speed, and access to Wi-Fi or Ethernet), data (types of sound, audio signal quality) and production gear.

Delays not only provoke acoustic asynchrony but also a different version of the piece for every listener. Even when the output is captured and re-distributed centrally to an audience (e.g. streaming), every listener has a mediated setup (internet connection, hardware) that once again affects its reception.

In every glitch, we witness the physicality of the medium, seen in the details. Temporal affections bring a »spatial dimension« to each node, when they reveal its location in the network through its asynchrony. Then, dislocation (that was a pre-requisite) is no longer geographical, but also embedded in the discrepancy between each point of perspective. A question arises: *Which is the objective version of this performance? How many versions of this performance exist in all its »distinct« iterations?*

Luckily, we are still able to conceive such an image, before all technical bugs disappear and the interface becomes purely transparent. It can remind us of relativity and that our point of view is not the only one.

Re-defining »Here« and »Now«

Considering the apparent impossibility of 'real' synchrony measured in milliseconds, a de-constructed notion of synchrony and presence has been developed inside the NMP practice, building its meaning as an »illusion« of real time, rather than its literal execution, when the performer or listener's attention is focused on »being able to communicate« (Weaver, 2020).

In her work, Sara Weaver, director of »NowNetArts«, a non-profit organization dedicated to contemporary Network Performance, has developed compositional strategies, notation, practices and methods for thinking about compositions across latencies, using the flaws of the medium as features of the composition.

Knowing that a clean synchronic communication is almost impossible, she describes *»'synchrony' […] as perceptual alignment of distributed time and space components«*, and »presence« as interconnection, multidimensional resonance or integral synthesis in which *»'here' is expressed as a composite location, composite reality and composite sustain of time-space resonance.«* (Weaver, 2020)

After exploring the medium through other perspectives, and practices that extend it, Ximena Alarcón, an artist and researcher of Telematic performance, says that this practice »can open a door to listening, playing together, telepresence, embodiment, intimacy, mixed realities« (Alarcón, 2020),

Pauline Oliveros, who was working in Tele-musical Performances since 1991, once posed the question: *»Why would anyone care to perform music between distant locations?«* Today, I would dare to say, we are in the moment to ask, How do we want to do that?

Bibliography

Alarcón, Ximena (2020,), »Telematic Sonic Performance Part 1: A short introduction«, retrieved November 15th 2020, from »The Sampler« Website: *https://thesampler.org/guest-editor/telematic-sonic-performance-part-1/*

Drulhe Louise (2015) »The Critical Atlas of the Internet«, retrieved November 15th 2020, from Louise Drulhe's Website: *https://louisedrulhe.fr/internet-atlas/*

Loveridge, Ben (2020) »Networked Music Performance in Virtual Reality: Current Perspectives.« Journal of Network Music and Arts2, 1. *https://commons.library.stonybrook.edu/jonma/vol2/iss1/2*

Weaver, Sarah (2020), »Synchrony: Music of Sarah Weaver and Collaborations (2006-2019).« Journal of Network Music and Arts2, 1 (2020). *https://commons.library.stonybrook.edu/jonma/vol2/iss1/6*

Now Net Arts Website: *https://nownetarts.org/*

Gabriela Gordillo, is a media artist and researcher working in the fields of sound, interfaces and live art performance. Her interest is in the topics of time, listening and perception, applied through transdisciplinary practices. She is a graduate from Interface Cultures MA, Kunstuniversität Linz and collaborates with servus.at, since 2019.

PREVIEW SERVUS.AT PROGRAM 2021

The 2021 servus.at Research Lab program starts from a reflection about the renovated success of the digital, which happened in the exceptional year that just passed. The lockdown months saw the »digital« occupy once more the center of work and non-work dynamics in a scale that was until then unimaginable. The activity program is born as a reaction to this: we aim at considering aspects of online intimacy and alternative cloud infrastructures and by doing so also discussing the possibilities of art production in a context in which the cultural exchange and growth must happen online due to external forces. Furthermore, a large section of the program deals with novel approaches within the open source graphic and web development field. This emerges through the conceptual direction of what means »doing internet now«, in which sometimes leaving the spped of the digital connectivity on a side is the best way to rethink the ways we deal with the internet at all.

More will be announced at ***https://core.servus.at/***

STWST NEW ART CONTEXTS IM DEZEMBER

In der allgemeinen 2020er MORE VS LESS Stimmung gibt's in der STWST noch das:

Grundel-Unterwasser-Stream und GrundlTV
=========================
00-24 h, Livestream + Grundl Broadcast
Die STWST sendet einen Unterwasser-Stream vom Grund der Traun. Ein Projekt, das im Rahmen von STWST48x6 MORE LESS und Grundel Panorama gestartet wurde und nun weitergeführt wird.

http://s.stwst.at/grundl/

https://newcontext.stwst.at/veranstaltungen/unterwasser_stream_grundltv

+++

Mein Hirn gefriert bei -273°
=========================
24 Stunden Welt-Hirn-Schranke
Von Content bis Media and Matter: All-in-Text fürs elektrische Auge und fürs magnetische Hirn. It's the content, stupid!

-273°: https://stwst48x6.stwst.at/mein_hirn_gefriert/

-270°: https://newcontext.stwst.at/projects/quasikunst/start

+++

Bild: Apephonie Productions/STWST

Versorgerin als Meta-Reader
=========================
Ab 04. Dez
Ein Archiv-, Medien- und Kunstprojekt der Versorgerin: Ca 1000 Texte und 10 Mio Zeichen Content für Schnell-Leserinnen.

https://stwst.at/media_context_versorgerin/

https://newcontext.stwst.at/veranstaltungen/versorgerin_buch_und_covers

+++

STWST in Dresden
================
11. Dez 2020 - 10. Jan 2021, Technische Sammlung Dresden
Mind over Matter: Die Stadtwerkstatt ist mit Ausstellungsbeiträgen aus dem Infolab, der Mycelium Network Society und des STWST Archivs bei der Sonderausstellung der Technischen Sammlung Dresden mit dabei.

https://www.tsd.de/de/mm/sonderausstellungen-1/reader/title/Mindovermatter

+++

GIBLINGE tauschen
================
17. Dez 14 - 18 h, STWST und Live-Verkaufs-Kanal
Mach Euros zu Gibling-Geschenken: In/vor der STWST können am 17. Dez während des Nachmittags Giblinge erworben werden. Die Communitywährung der STWST kann auch über einen Verkaufskanal geordert werden.

https://gibling.stwst.at
https://meet.jit.si/giblinge_tauschen

+++

Mycelium Network Society - Spore Release Party
=========================
21. Dez, 00 -24 h
Global Spore Release Party: Die STWST ruft am 21. Dez die weltweit verstreuten Nodes der Mycelium Network Society (MNS) auf, in einer synchronisierten Aktion Sporen ins Weltall zu schicken. Fixstarter: STWST/Linz, Lab-kill-Lab-Community/Taiwan, Technische Sammlung Dresden.

https://newcontext.stwst.at/projects/mycelium_network_society/start

+++

STWST 48x6 MORE LESS - DOKU
============================
STWST48-Doku Online Now: Die 6. Ausgabe der 48-Stunden-Showcase-Extravaganza STWST48x6 MORE LESS ist im September gelaufen. Mit MOREMOREMORE Kultur- und Natur-Monotonia und Zugängen, die durch Fragen eines Mehrs, Wenigers und vor allem eines ANDEREN angetrieben waren. Dokumentation mit Kurzvideos und Fotos:

https://stwst48x6.stwst.at/doku_zu_stwst48x6_more_less

+++

STWST48x6 MORE LESS – REVIEW
=============================
Außerdem ist ein Bericht zu STWST48x6 MORE LESS im Makery Magazin erschienen:

https://www.makery.info/en/2020/09/21/stadtwerkstatt-48h-extravaganza-in-linz-less-is-more/

+++

STWST ARCHIV – Checkpoint
=========================
Archiv-Tipp unseres STWST-Historikers Thomas Lehner, der zwei Gründe für den Video-Hinweis auf das frühere STWST-Projekt Checkpoint nennt: 25 Jahre Checkpoint und 75 Jahre Kriegsende im Jahr 2020.
Never Forget War and STWST Projects:

https://newcontext.stwst.at/history/video/checkpoint_95

AND FINALLY – STWST 2021
========================
Weil MORE VS LESS im Jahr 2020 schließlich noch nicht abgespielt ist, verlängern wir: STWST 2021 MORE VS LESS.

ALL NEW CONTEXT EVENTS: https://events.stwst.at

NEWSLETTER:
Infos können auch über den STWST Newsletter bezogen werden, New Context Newsletter bestellen unter: office@stwst.at

STWST CLUB:
Kurzfristig Infos einholen:
https://club.stwst.at

Impressum versorgerin Nr. 0128 / dezember 2020 . herausgeberin: »stadtwerkstatt«, kirchengasse 4, A-4040 linz . tel: 0732-731209 . fax: 0732-711846 . e-mail: versorgerin@servus.at . web: versorgerin.stwst.at . redaktion: astrid benzer, tanja brandmayr, claus harringer, kurt holzinger, paul schuberth, franz xaver . cover: versorgerin redaktion . layout: astrid benzer, astrid.benzer@liwest.at . basislayout/entwurf: us(c)hi reiter . anzeigen: versorgerin@stwst.at . auflage: 8.000 stück . druck: landesverlag wels .
RETOUREN AN: STADTWERKSTATT, KIRCHENGASSE 4, 4040 LINZ